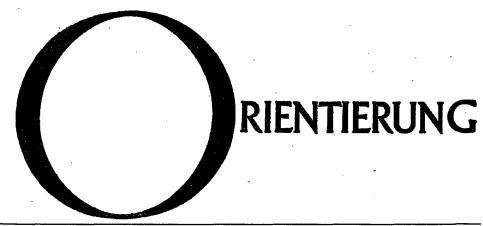
Katholische Blätter für weltanschauliche Information



Nr. 22 28. Jahrgang

Erscheint zweimal monatlich

Zürich, den 30. November 1964

Wir kommentieren

den Abschluss der dritten Session (Brief aus Rom von Mario Galli): Viele gehen gesenkten Hauptes von dannen - Der Papst ist «nur» Stellvertreter Christi - Disziplin der Bischöfe - Eine bittere Pille - Was sind die «facts»? - Die «Richtlinien» - Die orientalischen katholischen Kirchen - Was geschah in Rhodos? - Die Väter haben «trotzdem» zugestimmt - Der ökumenische Prüfstein - Paragraph 5 über die Mischehe - Es kommt ein «Motu proprio» darüber - Drei Steine des Ärgernisses: die «Nota praevia» - die autoritativen 19 Modi - die verhinderte Freiheit - Die Mutter der Kirche: Tendenz des Papstes, den schwächeren Teil der Väter zu beschützen -Mahnung, keinem Perfektionismus zu verfallen.

die Konferenz in Rhodos: Die dritte panorthodoxe Konferenz – Das Thema – Die Ergebnisse – Ablauf der Konferenz – Verschiedene Standpunkte – Motive des Retourganges – Übereinkommen in der letzten Minute – Wille zum Dialog – Man will abwarten – Das Gespräch wird kommen – Die großen Dinge fangen nie mit großem Lärm an.

Kirche in der Welt

Gedanken zur kirchlichen Dezentralisation: Weg der Kirche zur heutigen Menschheit - Ruf nach Dezentralisation - Nur eine «bürokratische Maßnahme»? - Ist die Kirche ein Internat für Schwererziehbare? - Bloße Dezentralisation fördert das Leben nicht - Ganz im Gegenteil: der Verwaltungsweg wird nur kürzer - Ist der Bischof ein Funktionär? - Man kann die Bischöfe nicht davon dispensieren, Heilige zu sein - Glaubensstarke Bischofsgestalten - Dezentralisation gehört zum Wesen der Kirche - Die Unabhängigkeit des kommunizierenden Christen -Wir können heute nur durch unser wahres Christsein wirken - Wir haben keine äußere Macht mehr - Jedenfalls dürfen wir nicht auf sie bauen - In seinem Eigensein abgekapselt -Das Leben erlischt, wenn es einförmig wird -Der Heilige Geist will keine Ängstlichkeit und

Enge - Warum soll der Bischof beten? - Ein leut-

seliger Witz bringt ihn uns noch nicht nahe -

eher die Erfahrung, daß er mit uns um seine Heiligkeit ringt – Christus hat Judas nicht ständig von zwei Aposteln bewachen lassen – Kritischer Gehorsam – Nähe des «verkündenden Bischofs».

Länderbericht

Kirche und politische Parteien in Frankreich: Gegnerische Haltung der Katholiken – Antireligiöse Parteien – Aufsplitterung – 1. Grundfakten: Wandlung in der Haltung der Katholiken – Die integralistische Bewegung-Action Française-Rechtsgerichtete Katholiken – Algerienkrieg – Laizismus und Laizität – Trennung von Kirche und Staat – Vorsichtige Haltung der Bischöfe – Das politische Gesamtbild – 2. Gegen wärtige Entwicklung: Die neue Konstellation – Der Fall des MRP – Umfassende Neugruppierungen – Die «Klubs» – Anhänger des Generals – Geteilte Meinungen – Wird die Lage von den Katholiken richtig eingeschätzt? – Zurückhaltung in politischen Fragen – Blick auf die Zukunft.

Buch

Christoffels: Das unverhüllte Gesicht.

KOMMENTARE

Brief aus Rom

21. November. Während ich dies schreibe, verlassen die 2000 Bischöfe zum letzten Mal in dieser Session den Petersdom. Sie eilen an mir vorbei. Sind ihre Gesichter strahlend glücklich oder umwölkt? Man muß die Wirklichkeit nicht mit frommen Lügen verfälschen. Das Antlitz der meisten ist undefinierbar. Es drückt sicher nicht Gleichgültigkeit aus - eher Sorge. Einige sind offensichtlich hocherfreut, darunter Ottaviani, Carli, Staffa. Sie fühlen sich in letzter Minute als Sieger, und das beschwingt ihren Schritt. Aber darüber hinaus leuchtet eine verhaltene Zufriedenheit aus den Zügen nicht weniger, die nicht von der Römischen Kurie sind: Wyszynski und der Bischof von Fatima gehören zu diesen etwa 500. Endlich sehr, sehr viele mit eindeutig bedrücktem Ausdruck. Manche, die bei allen Schwierigkeiten den Optimismus nie verlassen hatten, gehen gesenkten Hauptes. Einer der Unentwegtesten sagt leise zu seinen Freunden: « Jetzt muß man beten. » Sonst nichts. Nein, es hat keinen Sinn, das zu leugnen: die letzte Woche des Konzils war keine Freudenwoche. Die übergroße Mehrheit der Väter erlebte bittere Enttäuschungen, sie fühlte sich behandelt «wie Unmündige » - um das Wort eines der Ausgeglichensten zu zitieren. Ja, ich muß um die Wahrheit zu sagen - bemerken: es herrscht eine gewisse Vertrauenskrise. Das ist nicht - in keiner Weise - eine Glaubenskrise. Aber jener Glanz der vertrauensvollen Zuneigung, der dieses Konzil noch bis vor vierzehn Tagen wie eine Ausstrahlung gelebter «Communio» umfloß, ist erloschen, vielleicht würde ich richtiger sagen, umwölkt. Man hat erlebt, daß eine Gruppe, eine Minderheit, dem Papst nähersteht als eine noch so große Mehrheit. Das ist nicht eine göttliche Einrichtung; es ist eine menschliche - aber fast unvermeidliche - Tatsache. Der Papst ist nicht Jesus

Christus, er ist sein Stellvertreter. Das wußte man ja schon immer; es zu erleben, ist doch etwas anderes!

22. November. Ich bin erstaunt über die Disziplin der Bischöfe - sie übertrifft die der Periti und noch mehr die der Journalisten. Konnte man gestern und in den letzten Tagen gelegentlich sehr harte Worte hören aus bischöflichem Mund - es wäre taktlos, sie hierher zu setzen -, so haben sich heute (soweit ich das feststellen kann) alle wieder in der Gewalt! Nichts Menschliches ist auch einem Hirten der Kirche fremd. Aber alsbald legt er es vor das Angesicht Gottes. Er betet darüber. Mehr denn einer sagt heute: ich habe versucht, mich in die Gedanken des Papstes hineinzudenken. Wir dürfen nicht alles allein von unserem Standpunkt aus sehen. Der Papst ist der ausgleichende Faktor. Er ist der Vater aller. Wir haben die Minorität an die Wand gespielt. In der Freude unseres Sieges wollten wir die überspielten Brüder einfach wie nicht vorhanden behandeln. Der Papst hat schützend seine Hand über sie gehalten. Er hat versucht, auch ihnen gerecht zu werden. Vielleicht muß er den Schwächern mit größerer Liebe umfangen als den Starken. Ihm weiter entgegenkommen, behutsamer ihm nachgehen. Der wichtigste Ausdruck der seinshaften Gemeinschaft (der ontologischen Communio), die wir in diesem Konzil als Willen des Stifters erkannt und festgelegt haben, muß die Liebe sein, weit mehr als das Recht. Die Liebe kann eine sehr bittere Pille sein. Sie widerspricht unserer verkehrten Neigung. Nun, vielleicht hat uns der Papst gezwungen, diese Communio allsogleich in die Tat umzusetzen. Es ist sein Amt, über die Communio zu wachen. Solche Worte fand ich groß und christlich! Es vermindert ihre Größe nicht, wenn sie auf seiten der Minorität auf kein entsprechendes Echo stoßen.

Mit diesen beiden Tagebuchnotizen habe ich ein Stimmungsbild gezeichnet, ein rein innerkirchliches. Verzeihen Sie, daß ich es getan habe. Ich liebe Veröffentlichungen von Tagebüchern nicht. Sie haben etwas Schamloses an sich und durchbrechen jene Zone der Intimität, die eigentlich ein heiliges Tabu sein sollte für die Öffentlichkeit. Ich habe es diesmal getan, um die Ereignisse der letzten Wochen jener ganz oberflächlichen Betrachtung zu entziehen, die eine bloße Übermittlung der «Facts» mit sich bringt. Ein Konzil ist ein Schauspiel, gewiß. Es ist aber auch und zugleich ein sehr innerliches Geschehen. Das zweite ist im Grund wichtiger als das erste. Das Schauspiel ist ein Zeichen; das Zeichen bedarf der deutenden Worte, sonst kann es völlig mißverstanden werden. Sie erinnern sich an das, was im Schema über die Offenbarung gesagt wird. Hier haben Sie eine analoge Verlängerung.

Doch nun zu den «Facts». Ich will zuerst nur im schnellen Lauf ein paar Bemerkungen zu den Aussprachen machen, die über die sogenannten «Richtlinien»-Schemata gepflogen wurden.

Die «Richtlinien»

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die «Richtlinien» von der Koordinierungs-Kommission angeordnet wurden, mit dem Ziel, das Konzil in dieser dritten Session zu beschließen. Man befürchtete - und nicht ganz zu Unrecht -, daß sich sonst das Konzil unübersehbar in die Länge ziehen werde. Ich notiere aber auch, daß zwei Ansichten sich gegenüberstanden. Die eine wollte einige der vorbereiteten Schemata einfach vom Programm streichen (etwa das über die Priester, das über die orientalischen Kirchen, das über die christlichen Schulen, die Schemata über die Sakramente mit Ausnahme des Ehesakramentes, das Moralschema usw.). Übriggeblieben wären nur das Missionsschema, das Laienschema, das Ehesakrament und die Seminare, also jene, über die entscheidend Neues zu sagen war. - Die anderen fürchteten, daß auch dies noch zuviel Zeit beanspruchen werde und tendierten eben auf Richtlinien, die gar nicht diskutiert werden sollten, sondern bloß von einem Relator zu erklären waren, worauf man sofort zur Abstimmung geschritten wäre. Diese Gruppe wurde vornehmlich von der Römischen Kurie, vom Chef der Koordinierungskommission, Kardinal Cicognani, und vom Generalsekretär, Msgr. Felici, vertreten, während Kardinal Döpfner die andere vertrat. Das Ende war ein Kompromiß: das Laienschema blieb als Dekret eben noch erhalten, allerdings in äußerst verkürzter Form. Die Missionen wurden entsprechend dem Wunsch Kardinal Agagianians (des roten Papstes), aber gegen den Willen der Missionsbischöfe auf Richtlinien umgestellt, desgleichen die orientalischen katholischen Kirchen, die Priester, die Seminare, die katholischen Schulen; das Ehesakrament wurde sogar auf ein bloßes «Votum», einen «Vorschlag», reduziert. Anderseits jedoch setzten die Vertreter der ersten Gruppe durch, daß die «Richtlinien» doch wenigstens «kurz» einer Aussprache unterworfen werden sollten. Diese weitete sich sodann unter dem Druck der Bischöfe immer mehr aus, obwohl es nie zu einer völlig freien Aussprache kam. So hatten sich zum Missionsschema nicht weniger als 104 Väter angemeldet; doch nur etwa 20 kamen zum Wort.

Im Hintergrund stand – ich habe es schon letztes Mal erwähnt – die Frage, ob das Schema 13 (Kirche in der Welt von heute) behandelt werden sollte oder nicht. Blieb es im Programm, dann war es von vornherein klar, daß die dritte Session nicht die letzte sein konnte. Deshalb erlahmte der Widerstand der Beschleuniger, sobald diese Frage positiv beantwortet war. Sie waren nur noch bestrebt, wenigstens alles durchbesprochen zu haben in der dritten Session, damit die vierte Session sicher die letzte sei. Auch das ist nicht durchwegs gelungen, denn das Priesterschema (Richtlinien) muß völlig neu gemacht werden, und das Missionsschema wird zu einem richtigen

Dekret umgebaut. Diese beiden Entwürfe werden also nochmals besprochen werden müssen. Wie das mit dem Schema 13 gehalten werden wird, steht noch nicht fest. Streng nach der Regel ist über das Schema und seine Umgestaltung nur noch abzustimmen. Aber eine Regel ist kein Gott, und vielleicht wird sich der Papst doch noch entschließen, den Moderatoren – entsprechend seiner ursprünglichen Absicht – wirkliche Vollmachten zu geben!

Zu den einzelnen Richtlinien will ich mich – um Wiederholungen zu vermeiden – erst dann äußern, wenn die Väter ins Konzil zurückkehren in der vierten Session.

Die orientalischen katholischen Kirchen

Nun ein Wort zu den Richtlinien über die orientalischen katholischen Kirchen. Das Konzil hat sie in seiner Schlußsitzung approbiert und veröffentlicht. Das ist insofern erstaunlich, als sie keineswegs als besonders wertvoll bezeichnet werden können. Die Richtlinien über die Seminare hätten diese Auszeichnung viel eher verdient, ebenso wie die Erklärung über die nichtchristlichen Religionen. Hier aber beginnen bereits gewisse Tendenzen sich auszuwirken, die einem rein sachlichen Maßstab nicht standhalten. Gerade das verärgerte viele! Kardinal Cicognani, der Staatssekretär, ist zugleich der Präsident der orientalischen Konzilskommission. Es ging also hier um «reine» Richtlinien. Die Diskussion war zwar sehr hart, und ein Mann von größtem Gewicht, Kardinal Lercaro, hatte vorgeschlagen, die wertvollen Teile der Richtlinien in anderen Dekreten unterzubringen, wo sie logischerweise auch hingehören, zum Beispiel im Ökumene-Schema oder in demjenigen von der Kirche. Schon Kardinal König hatte auf diesen Fehler hingewiesen. Zwei Gesichtspunkte beherrschten die Interventionen.

Die Haltung zu den unierten Ostkirchen muß im Rahmen der Gesamtkirche gesehen werden! Die Ostkirchen sind weder ein Ausnahmefall der Gesamtkirche noch sind sie allein «Teil»-Kirche; das Schema spricht von einer Menge Sonderbestimmungen für die Orientalen, während es hier richtigerweise als Dekret der Gesamtkirche höchstens Wünsche auszusprechen hätte, die tatsächliche Gesetzgebung aber diesen Kirchen selbst überlassen müßte. Kurz gesagt: die Ostkirchen zeigen eigentlich einen Grundriß der Gesamtkirche auf, nach dem auch die lateinische Westkirche nur eine Teilkirche darstellt. Wollte man die Ostkirchen in ihrer vollen ursprünglichen relativen Selbständigkeit wiederherstellen, so wäre darin der Anfang eines Reformprozesses der Gesamtkirche enthalten. Die unierten Ostkirchen müßten als Brücke betrachtet werden zur Wiedervereinigung mit den großen nichtunierten Ostkirchen! Das sind sie aber nur, wenn sie gleichsam als Testfall dienen können für die Stellung, welche den getrennten zuerkannt werden wird. Eigentlich müßten daher im Blick auf dieses Ziel vor Abfassung eines solchen Schemas Gespräche über diesen Punkt mit den getrennten Ostkirchen geführt werden. «Solange die, welche es angeht, abwesend sind, ist es besser, nichts zu unternehmen», schloß Lercaro.

Ich verstehe sehr wohl, daß solche Perspektiven nicht jedermann genehm waren. Trotzdem bedeuteten sie eine Chance! Durch die Veröffentlichung dieser Richtlinien ist das Gespräch mit den getrennten Ostkirchen jedenfalls nicht in dem Maß gefördert worden, als jene es wünschten. Eben darum hat in Rhodos der kluge russische Vertreter Nikodim den Dialog gebremst mit der Mahnung: «Warten wir die uns betreffenden Konzilsdekrete ab.» Er setzte sich gegen die Gefolgschaft des Athenagoras durch, die den sofortigen Dialog wünschte.

Warum haben die Väter den Richtlinien trotzdem zugestimmt? Ich möchte fast jenen glauben, die mir versichern, die Väter hätten die Tragweite der Problematik nicht recht durchschaut. Die Orientalen selbst erwiesen sich als uneins. Die Richtlinien versprachen ihnen manche wertvollen Erleichterungen in der Interkommunion mit den Getrennten, schützten sie anderseits gegen die bisher oft übliche Abwerbung in den lateinischen Ritus. «Lieber ein Spatz in der Hand ...» dachten die meisten!

Jetzt, nachträglich, versichern viele von ihnen: «Wir haben die große Chance verpaßt!» Jedenfalls haben hier kirchenpolitische Gesichtspunkte enger Provenienz über die großen Linien der Weitblickenden den Sieg davongetragen.

Der ökumenische «Prüfstein»

Ein zweites Wort zu dem «Votum» über das Ehesakrament. Seine Aktualität liegt in Paragraph 5 über die Mischehe. Viele Protestanten haben – im Grund nicht ganz zu Recht – diese Frage als den Prüfstein des Konzils bezeichnet. Niemand kann in Abrede stellen, daß das Konzil hier den ökumenischen Gesichtspunkten und der Gewissensfreiheit in unerwarteter Weise Rechnung getragen hat. Ich setze die Hauptpunkte, die Sie gewiß schon kennen, hierher, so wie sie die Pressedokumentation Nr. 28 uns übermittelt hat.

«Was die Mischehe angeht, sollen die Rechtsvorschriften (kanonischen Gesetze), unbeschadet der Forderung des göttlichen Rechtes, den persönlichen Lebenslagen besser entsprechen. Deshalb ist im Geist des Ökumenismusdekretes gemäß der Erklärung über die Religionsfreiheit vor allem zu wünschen, daß die Vorschriften über die Ehe eines katholischen mit einem getauften nichtkatholischen Partner und die Vorschriften eines katholischen mit einem ungetauften Partner getrennt behandelt werden.» (Dadurch soll die Taufe als das einigende Band aller Christen auch auf dem Gebiet der Eheschließung deutlicher als bisher anerkannt werden.)

«Weiterhin soll folgendes beobachtet werden:

- a. In allen Mischehen muß zur Erlangung der Dispens vom Ehehindernis der katholische Partner unter schwerer Gewissensbindung das aufrichtige Versprechen abgeben, nach bester Möglichkeit für die Taufe und katholische Erziehung der ganzen Nachkommenschaft zu sorgen.» (Damit wird also Fällen Rechnung getragen, in denen diese Möglichkeit nicht oder nur teilweise besteht, wie das bisher bereits in Japan gehandhabt wurde.)
- «Über dieses, vom katholischen Partner zu gebende Versprechen muß der nichtkatholische Teil (rechtzeitig) unterrichtet werden, und es muß feststehen, daß es ihm nicht widerstrebt.» (Diese Einschränkung, aber nicht Aufhebung des ersten Teils ist wohl zu beachten.)
- «Außerdem muß der nichtkatholische Partner über die Ziele und wesentlichen Eigenschaften der Ehe, die von keinem der beiden Kontrahenten auszuschließen sind, Kenntnis erhalten.» (Damit wird auf das Gewissen des nichtkatholischen Teils besser als bisher Rücksicht genommen.)
- «b. Die Mischehen sind nach kanonischer Form (vor dem katholischen Priester) zu schließen. Wenn aber große Schwierigkeiten der Beobachtung dieser Form entgegenstehen, möge den Ortsordinarien (Bischöfen) die Vollmacht erteilt werden, von der kanonischen Form zu dispensieren, damit Ehen, die durch wirklichen Ehekonsens öffentlich geschlossen werden, der Wirkung der Gültigkeit nicht entbehren.
- c. Eine Mischehe zwischen Getauften soll im Verlauf der Messe geschlossen werden, wenn kein gerechter Grund von der Feier der Messe entschuldigt. Dagegen soll eine Ehe zwischen einem katholischen und einem ungetauften Partner nur dann mit Messe und Brautsegen gefeiert werden, wenn der Ortsordinarius es angesichts der Umstände als angebracht erachtet.
- d. Die im heutigen Recht bestehende Exkommunikation (gegen die, die sich von einem nichtkatholischen Geistlichen trauen lassen) möge abgeschafft werden.»

Die Aussprache hinterließ einen etwas zwiespältigen Eindruck. Zwei Amerikanern (USA) schien der Text bezüglich der Form und der «Kautelen» zu wenig streng. Einer von ihnen sprach im Namen von hundert. Kardinal Ritter (St. Louis) hingegen fand, die Vorlage halte die rechte Mitte ein zwischen Wahrheit und Liebe, zwischen Starrheit und Laxheit. Kardinal Döpfner war ebenfalls ein warmer Anwalt des «Votums». Der Schweizer Charrière (Bischof von Lausanne, Genève, Fribourg) unterschied bei der Frage der «Kautelen». Vom nichtkatholischen Partner könne man sie nicht verlangen, hingegen plädierte er für die Streichung des Zusatzes «soweit er kann» beim katholischen Teil. (In diesem Punkt stimmte ihm der Engländer Heenan bei.) Auch wünschte er genauere Präzisionen bei der Bestimmung über die Dispensgewährung.

Die ganze Frage fand einen überraschenden Abschluß durch eine Abstimmung, die der Moderator Kardinal Döpfner

(ich vermute, auf Wunsch des Papstes selbst) vornahm. Die Frage lautete dahin, ob das Konzil Votum und Aussprache dem Heiligen Vater mit der Bitte zustellen wolle, damit er durch ein «Motu proprio» sein Urteil über den Fragepunkt abgebe. Der Sinn dieser Abstimmung war die möglichst rasche Änderung der kirchlichen Gesetzgebung! Wollte man nämlich bis zur Reform des Kirchenrechtes warten, können darüber noch zehn Jahre und mehr vergehen. Mehrere Bischöfe (auch Charrière) hatten jedoch erklärt, so lange könne man nicht warten! Die Abstimmung fiel positiv aus; es gab nur 427 Neinstimmen bei 2042 Abstimmenden. Man kann also vermutlich im Laufe des kommenden Jahres die Promulgierung des «Motu proprio» erwarten. Ich denke, es wird eine Reihe Hirtenbriefe nach sich ziehen, damit nicht der Eindruck entsteht, der Kirche sei es nun mehr oder weniger gleichgültig, wenn die Katholiken Mischehen eingehen. Das wäre eine völlig abwegige Deutung des ökumenischen Geistes, die keiner christlichen Konfession zum Segen gereichen könnte.

Drei Steine des Ärgernisses

Doch nun zu den außerhalb der Debatten bei den Abstimmungen sich abspielenden Ereignissen.

▶ Die berühmte «Nota praevia» zu den Modi (den von den Vätern gewünschten Verbesserungen) zum dritten Kapitel des Kirchenschemas, das vornehmlich über die Kollegialität der Bischöfe handelt. Diese «Nota» wird nicht dem Text eingefügt; sie ist eine «Erklärung», die zwar in die Akten des Konzils kommt, aber nicht das Gewicht des Textes besitzt. Sie wurde vom Papst selbst beigefügt, und der Generalsekretär erklärte wiederholt, daß der Text im Sinne der «Nota» abgestimmt werde. Sie hat also den Sinn, Ausdrücke, die im Text nicht völlig klar sind, zu erläutern. Es führte zu weit, wollte ich den zwei Seiten langen Wortlaut hier anführen. Kurz gesagt, geht es in der Hauptsache um drei Verdeutlichungen.

Erstens wird erklärt, daß «Kollegium» nicht in dem Sinn zu verstehen ist, daß alle Mitglieder desselben dieselben Rechte besitzen, oder daß der Papst als Spitze des Kollegiums seine Gewalt vom Kollegium übertragen erhalte. Zweitens: Kraft der Weihe wird zwar der Bischof Mitglied des Kollegiums, doch erhalte er dadurch allein nur ein «Amt », nicht aber eine bereits aktive Gewalt, die ihm erst von der höchsten Autorität verliehen werde durch die Zuweisung eines Amtsbereiches. Drittens: Mit Recht sagt der Konzilstext, das Kollegium sei auch der Träger der höchsten und vollen Gewalt über die ganze Kirche. Das müsse man notwendigerweise zugeben, weil sonst die Fülle der Gewalt des Papstes in Frage gestellt würde. Wer nämlich vom Kollegium spricht, meint auch immer sein Haupt mit. Anders gesagt: Es ist nicht zu unterscheiden zwischen dem Papst und den gesamten Bischöfen, sondern zwischen dem Papst allein und dem Papst mit den Bischöfen.

Der wichtigste Punkt ist wohl der zweite. Es war immerhin tausend Jahre lang in der Kirche so, daß ein Bischof keineswegs in einer eigenen Urkunde zum Leiter einer Diözese ernannt wurde. Die umliegenden Bischöfe bestimmten das praktisch. Dabei leugnete niemand, daß der Papst das Recht habe, falls das Allgemeinwohl es erfordert, diese Wahl zurückzuweisen. Sein Schweigen war also die Bestätigung, beziehungsweise die Zuweisung des Amtsbereiches. Die Nota will gewiß nicht sagen, daß die Praxis des ersten Jahrtausends verfehlt war; sie beruft sich sogar auf das Wort «communio», das jener Zeit so teuer gewesen sei. Damit verdünnt sich die Aussage dahin, daß also die Gemeinschaft mit dem Papst unerläßlich ist.

In keiner Weise aber beeinträchtigt die Nota die Aussage des Textes, daß das Apostelkollegium von Christus eingesetzt war, daß das Bischofskollegium die Nachfolge des Apostelkollegiums angetreten habe, daß die Bischofsweihe ein sakramentaler Grad sei, daß, allein durch die Weihe, ein Bischof dem Kollegium beizuzählen ist und insoweit dieses kollegiale Gewalt besitzt, eben auch solche mit allen anderen besitze.

Alle diese Aussagen, aus denen sich weittragende Folgen für die passendste Struktur der Kirche auch in rechtlicher Hinsicht ergeben, bleiben unberührt. Es bleibt auch einem Theologen unbenommen, die Ansicht Karl Rahners und anderer zu vertreten, wonach der einzige Träger der obersten und vollen Gewalt das Kollegium (mit dem Papst) ist, das auf zweifache Weise diese einzige oberste und volle Gewalt ausüben kann, sei es kollegialiter, wie in einem Konzil, sei es in seiner Spitze, dem Papst, allein, der aber als Spitze des Kollegiums handelt. Diese Ansicht wird weder verneint noch bejaht. Hingegen ist die Ansicht jener, die bisher meinten, das Kollegium sei nur deshalb oberste Gewalt, weil der Papst immer mitverstanden werde, nach dem Text des Schemas nicht mehr vertretbar, und die Nota ändert daran gar nichts. Also der Sache nach ist die Nota kaum von Bedeutung. Der Papst hat sie dem Konzil deshalb zugesandt, weil tatsächlich verschiedene Juristen hier Schwierigkeiten empfanden und glaubten, dem Text nicht zustimmen zu können. Der Papst wünschte eine möglichst große Zustimmung, und deshalb hat er die Erklärung beigefügt.

Was die Bischöfe verärgerte, war die Art des Vorgehens. Niemand bestreitet dem Papst das Recht, einen Konzilstext autoritativ auszulegen kraft eigener Vollmacht. Soll aber ein Text ein kollegialer Akt sein, dann muß er eben auch kollegial, das heißt gemeinsam, beschlossen worden sein. Schon öfters hat der Papst auch diesen Weg beschritten, indem er Verbesserungen der Theologischen Kommission zusandte. Die Kommission hat diese Vorschläge beraten, zum Teil übernommen, zum Teil weiterverbessert, zum Teil auch abgelehnt unter Beifügung der Begründung. Sodann hat das gesamte Konzil abgestimmt, ob es die Verbesserung annehmen wolle oder nicht. Damit die Nota ein kollegialer Akt des Konzils gewesen wäre, hätte das Konzil darüber abstimmen müssen. Jetzt aber vermischen sich beide Arten in sonderbarer Weise. Der Grund war zweifellos der «letzte Augenblick», in dem das geschah. Wäre die Nota früher gekommen, hätte sich alles zur Zufriedenheit aller regeln lassen. Jetzt aber hing von der raschen Erledigung dieses Punktes das Schicksal des ganzen Dekretes ab.

Die Bischöfe standen vor der Wahl, das ganze Schema fallen zu lassen oder eben die Nota zu akzeptieren. Begreiflich, daß ihnen diese Art des Vorgehens mißfiel. Dazu kam noch, daß niemals offen gesagt wurde, der Papst wünsche diese Nota. Es hieß nur «die höhere Autorität». Wer war diese? Die Koordinierungskommission? Der Staatssekretär? Man hatte ja noch den Schreck in den Knochen wegen der beiden Briefe an das Sekretariat der Einheit. Die Art des Vorgehens war also nicht konzilsentsprechend, dazu nicht durchsichtig und – wie viele fanden – die Bischöfe kränkend.

▶ Die autoritativen 19 Modi. Dasselbe wiederholte sich nun im wesentlichen beim Ökumeneschema. Nachdem über alle Modi bereits abgestimmt war, erschienen plötzlich und im allerletzten Augenblick noch 19 kleine Verbesserungen. An sich geringfügige Sachen. Hätten sie vor der Abstimmung über die Verbesserungen im Text gestanden, hätte sich kein Mensch darüber erregt. Aber nun kamen sie nachträglich, wurden ohne Abstimmung dem Text beigefügt. Die Bischöfe standen wieder vor der Wahl, den ganzen Text zurückzuweisen oder eben die Verbesserungen, die nicht konziliarer Art waren, zu schlucken. Wenn da zum Beispiel gestanden hatte: «... die getrennten Christen (Protestanten) finden in der Heiligen Schrift Christus», so hieß es jetzt: «... sie suchen Christus». Gewiß, man kann sagen: wer findet ihn schon ganz! Man kann sagen, es könnte jemand aus dem Wort «finden» ableiten, daß die katholische Kirche sage, die Protestanten hätten den «ganzen» Christus schon gefunden, und es bestehe also kein Unterschied mehr in der Christusauffassung mit allen ihren Konsequenzen zwischen Katholiken und Protestanten, zum Beispiel was die Stiftung der Kirche

anbetreffe. Man kann sagen: nicht alle Protestanten erkennen die Gottheit Christi an. Aber kein vernünftiger Mensch, nur ein Skrupulant, wird an dieser Stelle dem Text einen solchen Sinn unterlegen. Der Gegensatz «finden» und «suchen» aber erweckt jetzt nur zu leicht die Vermutung: also sagen die Katholiken, die Protestanten suchten zwar Christus, aber sie finden ihn nicht. Das ist für den Protestanten beleidigend und überdies nicht wahr. Zu fast allen Verbesserungen der letzten Stunde läßt sich ein solcher Kommentar geben und wurde nun auch tatsächlich von den Beobachtern gegeben.

▶ Die verhinderte Freiheit. Endlich das Verfahren mit der Erklärung über die religiöse Freiheit. Schon in der letzten Session war diese Erklärung so an den Rand gerückt, daß es trotz mehrfacher Zusicherung, sie komme bestimmt noch zur Aussprache, dann eben doch nicht dazukam. Nun stand sie wieder am Ende. Gewiß hatte diesmal eine Aussprache stattgefunden. Aber dann begann der Leidensweg, wie Sie wissen. Bischof de Smedt hat ihn am letzten Tag des Konzils geschildert. Und dann die Ereignisse der vergangenen Woche. Endlich ist der Text da, in zwei Tagen sollten die ersten Abstimmungen stattfinden. Es wird bestimmt viele Modi geben (Verbesserungsvorschläge). Aber man ist guten Mutes. Die Kommission ist bereit, Tag und Nacht zu arbeiten. Aber schon erfolgt der erste Querschuß.

Msgr. Staffa, der Rechtsberater des Staatssekretariates, sammelt Unterschriften, die sich beschweren, man habe nicht genügend Zeit zur Überlegung. Bei neuen Texten sollen wenigstens fünf Tage zugestanden werden. Der Text ist nicht neu; er ist nur umgearbeitet. Aber man kann sagen, das sei doch ein völlig neuer Text. Also Rechtsbeschwerde mit 120 Unterschriften. Die Moderatoren fangen den Schlag auf. Sie wollen das Konzil abstimmen lassen, ob man nicht trotzdem abstimmen könne, da die Diskussion ja bereits alle Gesichtspunkte zutage gefördert habe und jeder Bischof sich mit dem Problem bereits lange auseinandersetzen mußte. Tags darauf soll die Abstimmung erfolgen. Sie erfolgt nicht. Das Präsidium hat sich dazwischengeschaltet; es annulliert die Entscheidung der Moderatoren. Das Präsidium? Keineswegs alle Präsidenten waren befragt worden. Den Befragten aber war einfach mitgeteilt worden, der Chef der Präsidenten werde eingreifen. Das alles geschah in größter Eile während der Sitzung. Man sah, wie Msgr. Staffa umhereilte, wie Kardinal Tisserant vom einen Präsidenten zum andern ging, soweit sie auf ihren Plätzen waren, einige befanden sich in der Bar. Kurzum, Kardinal Tisserant verschob die Abstimmung auf die nächste Session. Sie begreifen die ungeheure Erregung, die sich der Väter bemächtigte. Nur wenige blieben auf ihren Plätzen. In einer halben Stunde waren 800 Protestunterschriften beisammen.

Zum Vergleich: die Erklärung über die Juden, jetzt heißt es «über die nichtchristlichen Religionen» befand sich in genau der gleichen Situation! Der Text ist sogar wesentlich mehr verändert worden seit der Aussprache. Der Zeitabstand war genau der gleiche. Aber hier ging alles glatt, einen Tag später! Die Rechtsverletzung war dieselbe. Aber hier hatte niemand Unterschriften gesammelt. Über den Text wurde abgestimmt. Wiederum: rein sachlich ist es gut so! Der Text über die Juden und die anderen nichtchristlichen Religionen hat durch die Neubearbeitung wesentlich gewonnen. Ein wirklich konzilswürdiges Dokument ist entstanden. Der Text über die religiöse Freiheit krankt immer noch an allen Ecken und Enden. Es fehlt ihm einfach der Redaktor. Es schadet ihm also keineswegs, wenn er nochmals bearbeitet wird. Was aber beleidigt, ist die Art und Weise, wie hier vorgegangen wurde. Sie hat nicht nur beleidigt, sie hat empört!

Nehmen Sie nun diese drei Ereignisse einer Woche zusammen. Mußte nicht der Eindruck entstehen, daß hier ein sehr unerfreuliches Spiel getrieben wurde? Nicht Zufälle trafen aufeinander, Regie war am Werk. Übelwollende Regie. Kleine, häßliche Machenschaften. Die unterlegene Minderheit rächte sich! Das empörte, und eigentlich nur das. Man wußte ja, daß in allen drei Fällen Kreise der Päpstlichen Kurie beteiligt waren. Rein formal rechtlich ist vielleicht alles zu verteidigen. Aber der Eindruck, daß hier durch Büros des Papstes der Papst selber in seiner Würde angetastet wird, war ganz unvermeidlich. Das nannte ich eingangs die Vertrauenskrise.

Die Mutter der Kirche

Nicht in die gleiche Reihe möchte ich die Marienerklärung bei der Schlußansprache des Papstes gestellt wissen. In dieser Situation wurde zwar auch sie ein wenig von der allgemeinen Spannung betroffen. Hier aber, so müssen Sie bedenken, ging es wirklich um einen Ausgleich. Es haben viele - wenigstens 500 - Bischöfe unter der Tendenz des Marienkapitels gelitten. Sie stehen nicht in der gleichen geistigen und theologischen Situation wie wir. Sie verstehen zwar alle Sätze, welche die Gegenseite vorbringt, ihr Anliegen aber können sie einfach nicht zu ihrem eigenen machen. Aus dem andern «Ambiens» heraus kommen sie zu praktisch anders getönten Wünschen. Nie wurde mir so klar, wie andere Situationen bis in theologische Aussagen hinein sich auswirken. Die erstrebte Einheit von zwei Tendenzen innerhalb der Kirche, der marianischen Welle und der ekklesiologischen, ist nicht ganz gelungen. So etwas läßt sich auch nicht erzwingen. So hat der Papst zwar das Marienkapitel im Kirchenschema, das im Wesentlichen ein Werk der Mehrheit darstellt, nicht angetastet; dem Wunsch Kardinal Wysz ynskis wurde nicht entsprochen, ja nicht einmal der Titel «Maria, Mutter der Kirche », fand in der dogmatischen Konstitution Aufnahme. Hingegen verkündete der Heilige Vater Maria als Mutter der Kirche. Eine gewisse Spitze ist unverkennbar. Sie erklärt sich nicht allein aus der Tendenz, den schwächeren Teil der Väter zu beschützen, sie besagt eine bewußte Ergänzung, die dem Papst bedeutsam erscheint. Die Erklärung bedeutet selbstredend kein neues Dogma. Sie gibt jedoch der Frömmigkeit einen Spielraum zurück, den vielleicht allzu rationale Erwägungen ihr versagt hätten und ohne den das Leben ersticken muß. Das mag uns Offenbarungsrationalisten immerhin eine nützliche Lehre sein, eine Mahnung, keinem Perfektionismus zu verfallen. Auch unsere Zeit hat ihre Einseitigkeiten und bringt ihre Gefahren mit sich. Wir werden sie um so leichter vermeiden, je weiter und großzügiger wir in dem Bestreben sind, mit allen unseren Brüdern in echter Communio zu leben. Mario von Galli

Die Konferenz der orthodoxen Kirchen in Rhodos (1. – 15. November 1964)

Die dritte panorthodoxe Konferenz wurde auf Veranlassung des Patriarchen von Konstantinopel, Athenagoras, einberufen und in Rhodos vom 1. bis 15. November 1964 abgehalten. Nie war die Vertretung der gesamten Orthodoxie so vollständig wie hier: 14 Delegationen (etwa 50 Teilnehmer im ganzen), welche sämtliche Patriarchalkirchen und den Großteil der autokephalen Kirchen (mit Ausnahme Albaniens) vertraten. Zum ersten Mal hatte die Kirche von Georgien einen eigenen Delegierten entsandt, und auch die autonome Kirche von Finnland war anwesend. Die Kirche von Griechenland, welche seit der zweiten Konferenz (26. bis 29. September 1963) mit ihrer Diskussion über die Entsendung offizieller Beobachter zum Zweiten Vatikanischen Konzil abwesend war, hatte diesmal eine starke Delegation von sieben Mitgliedern (darunter drei angesehene Professoren der theologischen Fakultät: Alivisatos, Karmiris und Bratsiotis) unter Führung Msgr. Panteleimons, des Metropoliten von Saloniki, der als ökumenisch sehr offen gilt.

Thema

Das der Kirchenversammlung vorgelegte Thema war gerade das, was Gegenstand der Beschließung der zweiten Konferenz von Rhodos gewesen war, nämlich die Eröffnung des Dialogs mit der römisch-katholischen Kirche – seine genaue Umgrenzung, seine sachliche Gliederung, sein etappenweises Vorgehen, wie auch das Datum seines Beginns. Ferner war im Programm die Frage der Wiederaufnahme theologischer Diskussionen mit den anglikanischen und den altkatholischen Kirchen vorgesehen, die 1932 beziehungsweise 1936 abgebrochen worden

waren, und ihre eventuelle Verwirklichung durch die Ernennung gemischter Kommissionen.

Ergebnisse

Wenn man die Ergebnisse der Konferenz nur aus unserem abendländischen, ganz pragmatischen Gesichtswinkel betrachtet, könnten sie eher als spärlich erscheinen. Tatsächlich tat die Konferenz den erwarteten Schritt auf dem Weg der Annäherung nicht, wie es das Schlußcommuniqué deutlich in Erscheinung treten läßt. Es begnügte sich mit einer sehr platonischen Erklärung. Wenn das Sprichwort «Stillstand ist Rückschritt» auf dem ökumenischen Weg ebenso gilt wie im geistlichen Leben, wird man den Eindruck haben, daß der Beginn des Dialogs zwischen den orthodoxen Kirchen und der katholischen Kirche nicht so bald stattfinden wird und noch eine lange Zeit der Vorbereitung braucht, bevor er mit einiger Erfolgsaussicht verwirklicht wird.

Ablauf der Konferenz

Bei Beginn der Konferenz konnten immerhin einige Anzeichen zu einem gemäßigten Optimismus verführen: da war vorerst in der Eröffnungssitzung vom Sonntag, dem 1. November, die eindrucksvolle Begrüßung des Versammlungspräsidenten, Msgr. Meliton von Heliopolis, der alle Kirchen zu einer Geisteserneuerung aufrief, «um aus unserer Selbstherrlichkeit, unserer Selbstgenügsamkeit, unserem Ghetto und unserer Partikularität herauszukommen»; da war das sehr maßvolle Votum des Vertreters der Patriarchalkirche von Moskau, Msgr. Nikodim, der immerhin die Notwendigkeit der «Einmütigkeit der orthodoxen Kirchen in der Beantwortung wichtiger Fragen» in Erinnerung rief, «welche die ganze Orthodoxie angehen». Da war vor allem die sehr bescheidene und sehr brüderliche Botschaft des Heiligen Vaters, die auf die ganze Versammlung einen tiefen Eindruck machte. Aber vom Montag an, an dem die geschlossenen Sitzungen der Konferenz begannen, wurde offenbar, daß die Debatten schwierig zu werden begannen und daß der Dialog über den Dialog sich rasch in eine harte, spannungsgeladene Diskussion verwandelte. Es waren nicht weniger als zwei Tage notwendig, um eine Antwort auf die Botschaft des Papstes zu erstellen, eine Antwort, die sicher sehr brüderlich klang, aber doch nichts festlegte. Zwei weitere Tage waren dann den Ausführungen der Delegationsleiter über das Konferenzthema gewidmet. Am Freitag endlich begann die allgemeine Debatte, die sich mit dem Unterbruch am Samstag und Sonntag bis zum Dienstag, den 10. November, hinziehen sollte. Der 10. November war der Tag, an dem man endlich auf Vorschlag des Metropoliten von Aleppo, Msgr. Elias, beschloß, eine Kommission aufzustellen mit dem Auftrag, über den Dialog mit der römischen Kirche einen Text aufzusetzen und ihn der Vollversammlung vorzulegen. Diese aus acht Mitgliedern (fünf Prälaten und drei Professoren) gebildete Kommission arbeitete tüchtig bis zum Freitag, ohne zur gewünschten Einhelligkeit zu kommen, so daß die Vollsitzungen der Konferenz unterbrochen wurden, um endlosen Unterredungen zwischen den Delegationsleitern Raum zu geben, die jeden Tag und bis tief in die Nacht hinein stattfanden in der Hoffnung, eine einheitliche Linie zu finden.

Verschiedene Standpunkte

Welches waren die widersprüchlichen Standpunkte? Die Delegation von Konstantinopel, die im Sinn des ökumenischen Patriarchen handelte, schlug vor, daß man hinsichtlich des Dialogs nicht nur unverzüglich dessen Eröffnung ankündige, sondern auch, entsprechend dem festgelegten Programm, ins einzelne gehende Modalitäten vorbereite und dafür sogar feste Daten bestimme. Es ist gewiß, daß der Patriarch Athenagoras bei der Einberufung der Konferenz den Wunsch hatte, daß die orthodoxen Kirchen sich noch während der Dauer des Zweiten Vatikanischen Konzils über diese Punkte einig würden. Dem gegenüber ließ die russische Kirche von allem Anfang an wissen, daß ein Dialog mit der römischen Kirche vor dem Ende des Vatikanischen Konzils nicht in Frage komme. Ihr Vertreter, Msgr. Nikodim, war der Meinung, daß auf diesem Gebiet jede Eile eher von Schlimmem als von Gutem sei; ja, er glaubte sogar, daß jede Äußerung über einen Dialog für jetzt «sine die» zurückgestellt werden müsse. Nach ihm sollte man auf den Mangel an Vorbereitung beidseits hinweisen, sowie auf die Dringlichkeit, dem abzuhelfen, also mit dem Ausdruck des guten Willens gegenüber der römischen Kirche sich zufrieden geben.

Motive des Retourganges

Was war der Grund dieser unerwarteten Zurückhaltung der russischen Kirche, die um so mehr erstaunt, als es doch gemäß der höchst eigenen Behauptung Msgr. Nikodims in seiner Eröffnungsrede gerade der Patriarch von Moskau, Alexis, war, der dem Patriarchen Athenagoras den Gedanken dieser dritten Konferenz nahegelegt hatte und der daher die Ziele und das Programm derselben im Einverständnis seines Heiligen Synods gebilligt hatte? War nicht eben die russische Kirche die erste und – eine gewisse Zeit lang – die einzige unter den orthodoxen Kirchen, die Beobachter ans Konzil sandte?

Die Motive dieses Retourganges sind sehr verwickelt. Wenn man die «schlicht und einfach» politischen Begründungen beiseite läß: (es wäre eine allzu einfache Erklärung), so bleibt die einleuchtendste Begründung in der Unsicherheit, in der sich die russische Kirche bezüglich der Absichten des Zweiten Vatikanischen Konzils befündet.

Sie fürchtet tatsächlich, daß eine konziliare Verurteilung des Atheismus, die in den Augen der Öffentlichkeit einer Verurteilung des Kommunismus und folglich auch des sowjetischen Regimes gleich käme, ihr nicht mehr genügende Bewegungsfreiheit ließe und - falls sie nun der römischen Kirche entgegenkäme - sogar die sehr fraglichen Vorteile einer noch vorhandenen, unsicheren religiösen Situation aufs Spiel serzen würde. Jedoch auch dieses Motiv, für sich allein genommen, genügt nicht zur Erklärung; denn es haben sich auf der Konferenz andere Kirchen auf den Standpunkt der russischen Kirche gestellt, die rumänische, die bulgarische, die antiochenische Delegation und die von Polen, Georgien und der Tschechoslowakei, die nicht alle in derselben Situation leben wie die russische. Es scheint schon - wenn man aus den Gesprächen, die wir (Beobachter) mit den verschiedenen Delegationsleitern führen konnten, seine Schlüsse zieht -, daß die alten Beschwerden gegen Rom, hauptsächlich gegen den Primat und dessen herrscherlichen Anstrich, den man ihm in der Vergangenheit verlieh, noch lange nicht beschwichtigt sind und daß die Haltung Pauls VI. seit Beginn seines Pontifikats in seinen Äußerungen und besonders in seiner Enzyklika «Ecclesiam suam» sie nur bestärken konnte. Auf jeden Fall ist es gerade diese letzte Schwierigkeit, die von allen Kirchen am lebhaftesten empfunden wird, besonders von jenen, welche in Kontakt mit der katholischen Kirche leben und die unierten Kirchen stets als den lebendigen Beweis betrachten, daß Rom auf sein Leitbild der Absorption der Orthodoxie in die Domäne des Papstes nicht verzichtet hat. Damit diese Mißverständnisse verschwinden, ist es ihrer Ansicht nach notwendig, daß die römische Kirche einen unzweideutigen Beweis ihres Gesinnungswechsels hinsichtlich der Ostkirchen gebe. Unterdessen bewahrt die Orthodoxie «kluge Zurückhaltung» und zieht es vor, Rom nicht nach den guten Absichten eines progressistischen Flügels zu beurteilen, dessen Erfolg noch ungewiß ist, sondern nach den Taten, das heißt nach der Verwirklichung der Konzilsbeschlüsse über die Kollegialität und den Ökumenismus.

Übereinkommen in der letzten Minute

Diese Auffassungen standen sich vom Beginn der Konferenz bis an deren Ende fast gleich stark gegenüber, da die Kirchen von Alexandrien, Jerusalem, Zypern, Griechenland und Finnland sich von Anfang an der Auffassung des ökumenischen Patriarchats angeschlossen hatten, während die andern, mit Ausnahme der serbischen Kirche, sich ostentativ der Ansicht der russischen Kirche anschlossen. Zuletzt war die Spaltung so groß, daß man den Augenblick befürchtete, daß die Konferenz, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, sich auflöse. Zum Glück konnte in letzter Minute ein Übereinkommen auf eine mittlere Linie erreicht werden: wie bei der

zweiten Konferenz wurde der Entschluß gefaßt, jeder Einzelkirche die Freiheit zu lassen, mit der römischen Kirche brüderliche Beziehungen zu knüpfen wie es jeder gefalle, ohne indessen die Orthodoxie als Ganzes zu verpflichten. Wenn auch das ökumenische Patriarchat seine Hoffnungen enttäuscht sah, so hatte es doch mindestens die Genugtuung eines Sieges «der Formalität», weil man ihm das Recht zuerkannte, diese Beschlüsse den «interessierten Kirchen» bekanntzugeben, wodurch man seinen Titel und seine Mission des »Primus inter pares» ehrend hervorhob.

Wille zum Dialog

Wir sagten weiter oben, daß die Ergebnisse der dritten Konferenz vom abendländischen Gesichtspunkt aus wenig eindrücklich gewesen seien und für unsere Augen trügerisch sind. Aber sind wir wirklich gut beraten, wenn wir sie nur von unserem praktischen Gesichtspunkt aus beurteilen? Für denjenigen, der die Orthodoxie kennt und weiß, woher sie kommt, sind diese Ergebnisse tatsächlich nicht gering zu schätzen. Sie bestätigen jedenfalls nicht allein den Willen der gesamten Orthodoxie, einen wirklichen Dialog ins Auge zu fassen und aus ihrer kirchlichen Isolierung herauszukommen; sie bekräftigen auch die Notwendigkeit einer ernsten Vorbereitung darauf, einer Vorbereitung, deren konkrete Formen der Initiative jeder einzelnen Kirche überlassen bleiben. Das gibt aber dem Patriarchen Athenagoras, dessen aufrichtige Annäherungsabsichten auch sonst wohlbekannt sind, Ellbogenfreiheit. Und weiter: Da die Entschließung einstimmig war, bleibt die Einheit der Orthodoxie damit bewahrt - was keinen geringen Gewinn bedeutet; was könnte im Blick auf die Einheit ein Dialog mit einer in sich selbst uneinigen Kirche bedeuten?

Abwarten

Man wird es ohne Zweifel bedauern, daß die Orthodoxie in dieser Konferenz nicht weiter gegangen ist und sich mit der Haltung des «Wait and see» («Abwarten!») begnügte, wo doch sonst überall die Christen so lebhaft das Heimweh nach der Einheit verspüren. Man darf nicht vergessen, daß die Orthodoxie von allen Kirchen diejenige ist, die am wenigsten von der Springflut des Ökumenismus berührt ist, und daß anderseits diejenigen, welche in den Debatten eine prophetische Stimme hätten erheben können, an dieser Konferenz fehlten, nämlich die Vertreter der orthodoxen Diaspora in den Vereinigten Staaten und im westlichen Europa. Diese Abwesenheit ist so erstaunlich, daß sie sich nur durch ein mysteriöses Veto erklären läßt, dessen Anonymität übrigens nicht schwer zu lüften ist.

Das Gespräch fängt an

Wie dem auch sein mag, man darf mit Optimismus in die Zukunft schauen. Die großen Dinge fangen nie mit großem Lärm an. Nach tausend Jahren der Trennung und gegenseitiger Verkennung wird es erst durch Gespräche zwischen den Theologen, durch gute Beziehungen zwischen Hirten und Gläubigen nach und nach gelingen, die immer noch herrschenden Vorurteile zu zerstreuen. Mit der Wiederanknüpfung des theologischen Gespräches mit der anglikanischen und den altkatholischen Kirchen, wie es in der Konferenz beschlossen wurde, wird sich die Orthodoxie übrigens daran gewöhnen, der Tragödie der Spaltung ins Angesicht zu sehen, und in gesundem Realismus und in Beantwortung des Anrufes des Heiligen Geistes wird sie keine Bedenken haben (so hoffen wir), die Wiederaufnahme des Dialogs mit ihrer Schwesterkirche ins Auge zu fassen, mit der sie in der Vergangenheit durch eine so lange Tradition verbunden war und die ihr durch den Glauben, die gleiche Struktur und das gemeinschaftliche Schicksal so nahesteht.

Rhodos, 15. November 1964

G. Dejaifve SJ (Löwen)

GEDANKEN ZUR KIRCHLICHEN DEZENTRALISATION

Zu den Bemühungen, der Kirche einen Weg in die heutige Menschheit zu bereiten, gehört die Dezentralisation, durch die den Bischöfen größere Vollmachten erteilt werden. Sie wirkt für viele wie eine Erlösung. Aber mit dem Ruf nach einer Dezentralisation ist nicht bereits eine Lösung gefunden, die von sich selbst, einfach durch ein Aufteilen und Zergliedern der zentralen Entscheidungsgewalt, ein fruchtbares Wirken der Kirche garantiert. In der gegenwärtigen Schnell-Lebigkeit halten wir häufig eine Angelegenheit schon mit dem Hinweis auf eine neue Regelung für abgeschlossen. Wer wollte es uns verübeln, dem wenig glücklichen Zustand des Zentralismus zuversichtlich mit seinem Gegenteil auf den Leib zu rücken! Doch dabei bleibt noch vieles abzuwägen, vor allem der eigentliche Inhalt, der mit einer Dezentralisation gewollt wird oder gewollt werden muß.

Dezentralisation ruft nach geistiger Weite

- Dezentralisation wird zunächst als ein Geschehen auf organisatorischer Ebene betrachtet. Eine allzu stramme Organisation soll gelockert werden. Wird das aber durch einen Ausbau oder eine Stärkung von Teilorganisationen erreicht? Liegt das Anliegen wirklich in dem Bereich der Verwaltung und Bürokratie? Sollen diese nur umgruppiert werden oder sollen sie nicht vielmehr zurückgedrängt und in Zukunft nicht so hoch bewertet werden wie bisher? Wenn wir nur einen räumlich und zeitlich kürzeren Verwaltungsweg anstreben, dann ist wohl nicht viel gewonnen. Vermutlich werden einige Vorgänge schneller abgewickelt werden, aber aus dem gleichen Geist einer Bürokratie. Die Aufteilung in Teilbezirke wird es ermöglichen, vieles noch besser zu erfassen, durchzuorganisieren und zu verwalten. Das Auge ist näher, sieht schärfer, holt die Dinge sorgfältiger vor ein prüfendes Tribunal. Die Stellen, die durch eine solche Dezentralisation zusätzlich Gewicht erhalten, waren ja schon da. Sie wurden oft genauso als Last empfunden wie die Büros des Zentralismus. So scheint aufs erste eine befreiende Lösung gar nicht zu erfolgen. Eine Lockerung tritt nicht ein. Bisweilen sieht es aus, als ware das Volk Gottes ein Internat für Schwererziehbare.
- ▶ Wenn wir eine Dezentralisation erwünschen, wollen wir etwas, anderes als nur eine Schwergewichtsverlagerung in der Organisation. Wir denken nicht von solchen Strukturen aus, sondern vom Leben der Kirche her. Wir möchten, daß sie mehr Menschen anspricht, den Lauen und Müden wieder Freude und Begeisterung einhaucht, die Andersdenkenden besser versteht, stärkeren Anteil am Schicksal der Laien nimmt, deutlicher als die Verkünderin der Frohbotschaft des Herrn, als Gottesgeschenk an die Menschheit erscheint. Es geht nicht in erster Linie um die räumliche Entfernung Roms, die in unserer Zeit von Tag zu Tag kleiner wird. Nein, es bedrückt uns die große, oft erschrecken de geistige Distanz zwischen den führenden Kreisen und dem weiten Volk Gottes in den Gliedern der Kirche und in den andern Menschen. Diese Entfremdung kennzeichnet nicht nur die zentrale Führung, sondern auch die dezentralisierte. Die Aufgliederung soll eine größere Nähe und Vertrautheit mit den verschiedenen Lebensverhältnissen, Menschentypen und Aufgaben bringen.

Echtes Leben vollzieht sich niemals in einer abstrakten allgemeinen Sphäre. Stets ist es an konkrete einzelne Situationen gebunden. Es leben nur die individuellen Menschen mit ihren verschiedenen Charakteren in ihrer besonderen Umgebung. Wollten wir überall ein gleiches Handeln erzwingen, so zerstörten wir wertvolle Kräfte und wären ungerecht. Was für den einen gut ist, wirkt sich oft an dem andern schädlich aus. Was die Fragen der einen Gruppe richtig beantwortet, stößt andere. Die Erfahrungen haben gezeigt, daß eine bloße Dezentralisation das Leben nicht fördert, weil sie ja nichts anderes bedeutet als eine Verlagerung der Vollmachten. Gewiß, der Rahmen des Arbeitsbereiches wird enger gezogen und verlangt vorwiegend nur das Hineindenken in eine Welt, die den Lebensraum des eigenen Volkes oder Bistums bildet. Doch damit wird das Verstehen lediglich möglich gemacht oder erleichtert. Zu seinem tatsächlichen Vollzug gehört eine Umstellung von dem schematischen Verwalten der «geistlichen Dinge» zu einem Leben mit der Gemeinschaft der Gläubigen. Das verlangt ein Überschreiten der persönlichen

Gedankenwelt und der persönlichen Frömmigkeit, die nur auf das eigene Ich zugeschnitten sind. Beide können vorbildhaft sein, mögen aber ebenso sehr individuell eingeengt sein und anderen nichts bieten. Die organisatorische Beschränkung, die eine Dezentralisation mit sich bringt, ruft nach einer geistigen Weite, wenn sie nicht niederdrücken und ersticken soll.

Ist der Bischof ein Funktionär?

Deshalb darf sie nie die Einheit aus dem Auge verlieren und zu einem kleinlichen Partikularismus führen. Es geht nicht um innerweltliche Lösungen. Die nähere Verbundenheit mit bestimmten zeitgeschichtlichen Lebensverhältnissen darf die Kirche nicht in der Welt beheimaten, so daß sie aus dieser die richtigen und maßgeblichen Antworten herleitet. Die Verschiedenheiten der Völker und Landschaften, der Wirtschaftsräume und kulturellen Kreise haben nicht nur ihre guten Seiten. Sie weisen zugleich erhebliche Einseitigkeiten und kurzsichtige Mängel auf. Dezentralisation steht nicht im Widerspruch zu einer zusammenfassenden Autorität, die einen Wildwuchs des Willkürlichen und Abwegigen verhindert. Freilich ist Autorität weithin zu einer von außen aufgezwungenen Macht geworden, während sie aus der Vollkommenheit und der möglichst hohen Erfüllung des Menschseins hervorwachsen sollte. Die Autorität Gottes gründet darin, daß er das ewige Leben hat, der unendlich Seiende und der unendlich Liebende ist. Christus hat nicht die äußeren Machttitel gebraucht, mit denen sich manche seiner Jünger schmücken. Da die Größe der Kirche stets in ihrem Glaubensgeist und in ihrer Gottesliebe liegt, besitzt sie ihre Lebensmächtigkeit und ihre Überlegenheit über den Augenblick niemals in ihrer Organisation, sondern in der Autorität Gottes, die sich in ihr niederschlägt.

Fälschlicherweise haben wir das, was Jesus Christus mit den Aposteln und ihren Nachfolgern eingesetzt hat, überwiegend als eine Organisation bezeichnet. Es ist auch Organisation, aber in erster Linie Lebensgefüge. Es hieße wohl das Bischofsamt entleeren, sagte man, ihm komme nur ein Aufsichtsposten zu, die eigentlichen Lebensimpulse in der Kirche brächen jedoch anderswo auf, in den Heiligen, die da und dort aus dem breiten Volk Gottes entstünden. Freilich haben ein Franziskus oder ein Ignatius als sie ihre Idee faßten, waren sie beide Laien - entscheidend die Kirche ihrer Zeit beeinflußt. Freilich wünschen wir auch heutzutage viele wache, rührige Christen an allen Enden und Orten. Doch damit können wir niemals die Bischöfe davon dispensieren, Heilige zu sein. Wegen ihres Amtes müssen sie in einem besonderen Maße Heilige, Vorbilder sein und dürfen von uns nicht mit mehr oder weniger Mitleid zu technisch notwendigen Funktionären erniedrigt werden. Schließlich hat doch jeder Bischof sein Amt so zu führen, daß es ihn noch in der Ewigkeit charakterisiert, in der die Verwaltungsaufgaben wegfallen. Wenn heute die Bischöfe die Apostel an Zahl weit übertreffen, dann folgt daraus nicht eine Entwertung ihres Amtes. Eine zahlenmäßig größere Kirche-muß auch mehr glaubensstarke Bischofsgestalten hervorbringen. Der Heilige Geist und Gottes Gnade reichen nicht nur für zwölf oder vierundzwanzig und haben gegenüber den ersten christlichen Jahrzehnten nicht nachgelassen. Wenn die Glut des Glaubens und der Liebe, wenn Geist und Leben unter uns Christen abnehmen, dann ist nicht Gott daran schuld, sondern wir sind es.

Dezentralisation müssen wir als eine Erstarkung des Bischofsamtes aus den ihm gemäßen Kräften der Gnade sehen. Damit richtet sich der Blick auf das Christsein des Bischofs und seiner engeren Mitarbeiter. Wir wollen den näher bei uns spüren, den Christus in einer besonderen Weise begnadet hat, Träger und Vermittler unseres übernatürlichen Lebens zu sein. Er soll uns helfen, unsere Sünden zu überwinden und ein neuer Mensch im Herrn zu werden. Er soll mit uns beten und mit uns Gott und den Nächsten lieben. Voll Offenheit soll er uns in unserer Eigenart und unseren Aufgaben, wie sie uns von Gott gegeben sind, verstehen, sich nicht entrüsten, weil wir nicht in ein Einheitsmodell passen.

Dezentralisation gehört zum Wesen der Kirche

Von jeher wußte die Kirche, daß eine Heiligung der Menschen nicht zentral möglich ist. Sie geschieht über die Spendung der Sakramente, vor allem in der Feier der heiligen Eucharistie. Durch sie wachsen wir mit Christus zusammen. Wir können sie stets nur an den vielen Orten begehen, an denen wir uns, verteilt über die ganze Erde, aufhalten. Überall, wo die Christen um den Altar des Kreuzes zusammenkommen, ist voll und ganz Kirche da: der Herr ist gegenwärtig in seinen Gläubigen. Wäre die Kirche eine bloße Organisation, so wäre sie an den einzelnen Stellen nur teilweise vorhanden. Man müßte durch Zentralisation verhüten, daß sie auseinanderfiele. Der einzigartige Charakter der Kirche als Volk des Gottes, der überall in ihr zugegen ist, der in allem Mittlertum als Amtsträger zugleich selber wirkt, verändert in ihr die Frage Dezentralisation -Zentralisation, wie sie in allen anderen Vereinigungen besteht. Es handelt sich in ihr nicht um eine Zweckmäßigkeit, die dem menschlichen Ermessen überlassen bleibt.

Die Dezentralisation gehört zum Wesen der Kirche. Der kommunizierende Christ besitzt eine erstaunliche Unabhängigkeit. Er hat alles, was er braucht, um ein Christ zu sein: die Erlösung von seinen Sünden und die Teilnahme am göttlichen Leben. Daran kann er durch kein äußeres Gesetz gehindert werden. Alle Vorschriften und Paragraphen sind ohnmächtig. Es kommt nur auf seine innere Einstellung und Entscheidung an. Einzig das Gewissen bildet für ihn die Norm. Dieses aber liegt verborgen in seinem Innern und ist nur ihm bekannt. Man könnte den organisatorischen Apparat noch so säuberlich ausklügeln, die Freiheit des einzelnen vor Gott wird damit nicht berührt, heute noch weniger als in den früheren Zeiten, in denen eine kleinere, überschaubare Gemeinschaft einen Menschen öffentlich zum Sünder stempeln konnte. Doch auch wer damals bezichtigt wurde, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, konnte aus der Gnade Gottes, aus seinem Christsein nicht herausgerissen werden, obschon ihm sein äußeres Dasein zur Qual gemacht oder vernichtet wurde.

Mochten in solch vergangenen Jahrhunderten der äußeren Macht weite Möglichkeiten zufallen, das wirklich Schlechte zu unterdrücken und das Gute zu fördern, so schwindet ein ähnlicher Einfluß in der heutigen Gesellschaft nahezu ganz. Dessen ist man sich vielfach in kirchlichen Kreisen nicht ganz bewußt. Auf beratenden Zusammenkünften werden zum Teil Beschlüsse gefaßt, wie sie im Mittelalter möglich waren, heute aber völlig illusorisch sind. In unseren Tagen hat eindeutig die Stunde geschlagen, in der wir allein durch unser wahres Christsein wirken können. Vielleicht haben wir dies verlernt, weil wir mit Vorliebe auf den äußerlichen Klaviaturen spielten. Eifrig bemühte man sich, rechtliche Positionen zu erkämpfen, die man indes nicht ernst genug mit christlichen Inhalten füllte, so daß sie ziemlich wertlos blieben. Der sichere Besitz der Gnade verführte oft zu einer «christlichen Untätigkeit». Man hatte ja das eine Notwendige. Wozu sich also mühen und anstrengen? Gerade diese Laschheit hätte uns aufdecken müssen, daß wir tatsächlich nicht das richtige Christsein haben; denn das ist niemals müde und untätig. Auf der anderen Seite brüstete man sich mit einer Überheblichkeit. Sie wurde genauso wenig für das Christentum fruchtbar wie die Untätigkeit; denn mit ihr distanzierten wir uns und wurden unbeliebt.

Diese Fehlentwicklungen sind jedoch nicht in der Dezentralisation begründet. Obwohl der einzelne in der ortsgebundenen Eucharistiefeier die volle Verbindung mit Christus empfängt, bleibt er nicht in seinem Eigensein abgekapselt. Im Gegenteil, er wird aufgesprengt, weil er aus dem einen Herrn und dem einen Geist lebt, aus dem auch seine Mitchristen leben. Diese Einheit kennt keine Grenzen, weder räumlicher noch zeitlicher Art. Sie geht durch die gesamte Menschheit von ihren ersten Anfängen an. Wie weit wir sie bewußt vollziehen können, bleibt offen. Sicher vermögen wir es in einem weit größeren Ausmaß, als wie wir es im Durchschnitt tun. Weil diese Querverbindung eine Wirklichkeit ist und sich vor allem in unserem geistigen Leben niederschlägt, sollen wir sie in unserem Tun mitvollziehen. Mögen wir uns in unseren beruflichen und kulturellen Interessen spezialisieren, das Leben aus Gott ist eine Ganzheit. Es läßt sich nicht das persönliche Verhältnis zwischen Gott und mir herauslösen und allein pflegen. Seine Entfaltung hängt untrennbar mit meiner

Anteilnahme am Geschick der gesamten Christenheit zusammen. Jeder Mangel an Nächstenliebe, an Bereitschaft für die Kirche schwächt meine eigene Heiligkeit.

Dezentralisation fordert Mut und Gebet

Aus diesem Gesichtspunkt wird heute betont, daß der Ortsbischof an der Regierung der Gesamtkirche beteiligt ist, daß er überhaupt nur Bischof ist, insofern er Glied eines Kollegiums ist, von dem er sich nicht absondern darf, ohne seine Würde zu verlieren. Wenn es auf den ersten Anhieb so aussehen mag, als könne auf Grund der Dezentralisation ein Bischof in seinem Bistum machen, was er wolle, so weist ihn seine Zugehörigkeit zu dem Ganzen darauf hin, über die Grenzen seines Territoriums hinauszublicken. Es ist für ihn nicht gleichgültig, was die anderen Bischöfe tun, nicht bloß dann, wenn sie einen gemeinsamen Beschluß für die Weltkirche fassen wollen, sondern auch in dem, was sie in ihren eigenen Bistümern unternehmen. Was dort geschieht, ist Leben der Kirche, enthält unter Umständen wertvolle Anregungen, erschließt neue Anknüpfungspunkte für die Verkündigung, ruft zu Hilfen und Ergänzungen auf. Die Dezentralisation bringt Verschiedenheiten mit sich, die indes nicht auseinanderreißen, sondern befruchten.

Wie ein Gespräch verstummt, wenn alle zu einer vorgetragenen Meinung nur ja sagen, so erlischt das Leben der Kirche, wenn es einförmig wird. Nirgends mehr bietet es einen Reiz; es verflacht. Häufig hat eine falsche Angst vor anderen Ansichten und Haltungen die Beweglichkeit im Leib des Herrn erstickt. Es ist verständlich, daß Oberhirten befürchten, die eine Wahrheit Christi, über die sie zu wachen haben, könne entstellt werden. Doch diese Unsicherheit geht parallel mit einer Zaghaftigkeit im Christsein. Sie ist ein erschrekkendes Armutszeugnis und legt bloß, daß man selber nicht sonderlich intensiv lebt, sonst besäße man durch die Teilhabe am Geschehen einen Einfluß auf seine Entwicklung. Wer mächtig von der Gnade Christi durchdrungen ist, hat keine Angst. Die Botschaft des Herrn ist ohne Risiko gar nicht durch die Zeiten zu tragen. Aber die Kirche wird von ihrem göttlichen Haupt gelenkt. Aus bloßen menschlichen Kräften ist sie weder mit Bedächtigkeit noch mit Kühnheit zu leiten. Der Heilige Geist will keine Ängstlichkeit und Enge. Hätte sonst jemals ein Paulus seine Gedanken entfalten können? Wir wollen uns doch nicht den Anstrich geben, als wäre er unter uns zu einem Häretiker erklärt worden. So wie der einzelne sich in seinem Glauben in die Verfügung des verstehenden und liebenden Gottes übergibt, so muß sich die Kirche in ihrer Führung in die Hände Gottes übereignen. In einem unerschütterlichen Glauben, der sich vor dem eigenen kleinen Ich zu hüten weiß und auf Jesus Christus hört, dürfen wir Christen mehr als andere Menschen etwas wagen. Das Menschliche hat seine Grenzen auch in der Kirche, trotz ihrer inkarnatorischen Struktur. Selbst ein Bischof vermag das Leben der Kirche nicht in seiner persönlichen Frömmigkeit, Weisheit und Willenskraft einzufangen. Dazu ist es zu reichhaltig. Er kann seinen wunderbaren Verlauf oft nur staunend im Gebet begleiten. An einer Kleingläubigkeit setzen sich viel leichter einseitige Menschlichkeiten und zeitbedingte Sonderheiten fest als an dem starken Vertrauen, daß Gott ständig in seiner Kirche zugegen ist.

Das eigentliche Problem liegt ganz anderswo

Die Gemeinschaft der Gläubigen muß durch die Welt hindurch und darf nicht von ihr abrücken, um sich nicht zu beschmutzen; denn sie soll für jede Zeit die Botschaft des Herrn verkünden. Da kann es gar nicht ausbleiben, daß sich Hilflosigkeit, Erbärmlichkeit und Sündhaftigkeit an ihr festhaken. Insofern ist sie kein Idealgebilde, sondern besteht aus sündigen Menschen. Alle ihre Glieder sind Sünder einschließlich der Amtsträger. Es schadet nichts, wenn uns das Schuldbekenntnis eines Amtsträgers noch deutlicher gemacht wird als im Confiteor der Messe, das zur wenig beachteten Gewohnheit geworden ist. Er ist sich seines Heils nicht mehr und nicht weniger gewiß als wir alle. Ein leutseliger Witz bringt ihn uns nicht so nahe wie die Erfahrung, daß er mit uns um seine Heiligkeit ringt. In der christlichen Gemeinschaft macht man sich nicht unmöglich, wenn man zugibt, ein Sünder zu sein. In ihr haben die Amtsträger einen anderen Charakter als im Staat. Selbst der ehrliche Wille, Christus nachzufolgen, kann zu schweren Abirrungen führen. Das schmerzliche Zeugnis liefern die Kirchenspaltungen. Fast sieht es aus, als seien sie alle aus einer falsch verstandenen oder falsch gehandhabten Autorität entstanden, dort, wo diese zu einer äußeren Macht wurde und nicht erhöhte Heiligkeit war. Daneben hat der Nationalismus bei gleichem Glauben zu schrecklichem Haß geführt. In Bibliotheken haben wir noch heute Dokumente dieser Art aus Kriegszeiten stehen, verfaßt von führenden kirchlichen Persönlichkeiten. Daran reiht sich vieles andere, Großes und Kleines, das nicht schön ist.

Doch diese Ereignisse rechtfertigen niemals die Flucht in ein System strammer Organisation, in ein möglichst lückenloses Netz von Gesetzen und Paragraphen. Christus hat Judas nicht ständig von zwei Aposteln bewachen lassen, über ihn keine Ausgangssperre verhängt. Wir müssen die Sünden bis zum glatten Abfall in der Kirche hinnehmen. Allerdings werden wir uns nie über sie freuen, werden sie nie verharmlosen. Obschon wir wissen, daß sie bis zum Ende der Zeiten da sein werden, dürfen wir sie nicht mit einem gleichgültigen Achselzucken abtun. Sie verlangen unsere Sühne und unseren Kampf, nicht durch eine übersteigerte Organisation, sondern durch Glaube und Liebe, durch Verkündigung in Wort und Tat. Die Botschaft Christi enthält genügend

Forderungen und Gebote. Er wußte, daß wir Menschen ernste Mahnungen brauchen, damit wir nicht absinken. Selbst wer in seinem Glauben eifrig ist, wird nicht sagen, er sei über Gebote erhaben, weil er vollkommen in der Liebe sei. Eine solche Vollendung gehört wohl für uns alle erst in die neue Welt der Ewigkeit. Scheuen wir uns nicht vor dem Eingeständnis, daß Gottes Wille bisweilen schwer auf uns lastet, daß wir nein sagen möchten und uns schwerfällig vor einem gebietenden Gott beugen.

Auch in dieser Weise spricht Gott zu uns über die Kirche. Eine solche Stimme der Gebote des Herrn kommt den Bischöfen zu. Sie hat mit Zentralismus oder Dezentralisation wenig zu tun. Seit Christus kann sie nie mehr von der Liebe Gottes getrennt sein. Vielleicht war es in früheren Zeiten einfacher, das Gebot Christi zu verkünden, als heute. Man lehnt sich in unseren Tagen schneller dagegen auf, wenn es nur kategorisch hingestellt wird. Sofort fragt man «Warum?» Den Menschen anderer Jahrhunderte mag dies Warum ohnehin einsichtig gewesen sein. Darüber hinaus waren sie weniger kritisch. Die gegenwärtige Weltsituation verlangt größere kritische Vorsicht und hat viele gemeinschaftliche Bindungen verloren. Deshalb muß ihr jedes Gebot erklärt und begründet werden. Das schließt wohl Parallelen zur ersten Mission der Griechen und Römer durch die Apostel ein. Wir bauen heute selbst in den sogenannten christlichen Ländern neu auf. Der kritische Gehorsam braucht von uns nicht beklagt zu werden. Er enthält die Möglichkeit zu einem wirklichen Anfang, zu einer Überwindung des Gewohnheitschristentums. Das Erklären und Verständlichmachen der Glaubensbotschaft für den andersgearteten Menschen drängt uns ja gerade zur Dezentralisation als Nähe des verkündenden Bischofs und gibt ihr die Bedeutung.

Dr. Helmut Meisner (Düsseldorf)

KIRCHE UND POLITISCHE PARTEIEN IN FRANKREICH

Um die Beziehungen zwischen Kirche und politischen Parteien in Frankreich zu verstehen, muß man sich drei Dinge vergegenwärtigen.

D Lange Zeit hindurch hatten die Hierarchie und der weitaus größte Teil der Katholiken gegenüber der Republik als solcher eine gegnerische Haltung eingenommen. Diese Haltung besteht auch heute noch bei einer konservativ-katholischen Minderheit.

De Bis 1914 waren die an der Macht befindlichen politischen Parteien stark antireligiös. Die Trennung von Kirche und Staat hat die Kirche nicht ruiniert, wie dies einige vielleicht gehofft hatten; sie hat aber das politische Leben Frankreichs sowie die Haltung der Kirche hinsichtlich der politischen Verhältnisse zutiefst beeinflußt.

D Unter den vier verschiedenen Regimen, die Frankreich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts gekannt hat − die Dritte Republik, der Französische Staat von Vichy, die Vierte Republik, die Fünfte Republik −, haben sich die politischen Parteien in eine große Anzahl verschiedener Gruppierungen aufgesplittert. Die wenigen Neugruppierungen, die stattgefunden haben, waren meist nur von kurzer Dauer. Andererseits waren Stellung und Einfluß der Parteien sehr verschieden, je nach den Regimen.

Diese Grundfakten der Nationalgeschichte und -psychologie sind von solcher Wichtigkeit, daß ihnen der erste Teil unserer Darlegung gewidmet werden muß. In einem zweiten Teil werden wir dann die gegenwärtige Entwicklung der Beziehungen zwischen Kirche und politischen Parteien besprechen.

Grundfakten

Frankreich befand sich nach dem Sturz des zweiten Kaiserreiches (Napoleon III.) im Jahre 1871 mehr oder weniger aus Zufall im Zustande der Republik. Jedoch waren die damaligen provisorischen Institutionen, die an Stelle des Kaiserreiches traten, nicht republikanischer Art. Es bestand eine starke Strömung zugunsten der Wiedereinsetzung der Monarchie. Schließlich behauptete sich eine knappe republikanische Mehrheit in

der Nationalversammlung und führte im Jahre 1875 mit nur einer Stimme Mehrheit die Bezeichnung «Republik» in die Grundgesetze des Staates ein. Diese Republik wurde von laizistischen Republikanern geleitet, die sich auf die Überlieferungen der Revolution von 1789 stützten und die Absicht hatten, die Kirche von der Schule, vom Sozialleben und vom öffentlichen Leben auszuschließen. Deshalb stieß die Republik, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sofort auf die heftige Opposition der Katholiken und der Hierarchie.

Gegnerschaft der Katholiken zur Republik

Bischöfe und Gläubige hielten das Regime für unannehmbar. Es war die Zeit, in der die katholische Presse die an der Macht befindlichen Politiker als «Helfer und Helfershelfer des Teufels» bezichtigte und heftige Fehden gegen die Republik führte. Die Bischöfe, die sich infolge des bestehenden Konkordates mehr zurückhalten mußten, waren dem Regime nicht minder feindlich gesinnt.

Die Entwicklung der Katholiken zur Annahme der Republik war eine langsame. Nur ein Teil unter ihnen befolgte die von Leo XIII. nahegelegte Politik des Anschlusses an die Republik («politique du ralliement»). Zur Zeit der Dreyfus-Affäre – jenes jüdischen Offiziers, der zu Unrecht im Jahre 1894 des Hochverrats angeklagt war und dessen Sache von den Republikanern verteidigt wurde – befanden sich die Masse der Katholiken zusammen mit den republikfeindlichen Leuten der Rechten bei den Dreyfus-Gegnern.

Aber trotz der religiösen Verfolgung, die unter den Regierungen Waldeck-Rousseau und Combes einsetzte, und trotz der Ausweisung von religiösen Orden und schließlich – im Dezember 1905 – der Trennung von Kirche und Staat, entstanden bei den Katholiken immer bedeutendere Strömungen im Sinne einer Annahme des republikanischen Regimes als solchem und einer Beteiligung am öffentlichen Leben. Die wichtigste dieser Strömungen war unbestreitbar der Sillon von Marc Sangnier – eine Art politisch-religiöse Bewegung von sehr großzügiger Orientierung, etwas

verworren in ihren Gedanken, im Jahre 1910 von Rom verurteilt –, der einen tiefgreifenden Einfluß auf eine ganze Generation von Katholiken ausgeübt hat. Mare Sangnier unterwarf sich vollständig der Entscheidung Roms, indem er die religiös-politische Verworrenheit, die ihm vorgeworfen war, korrigierte und seine politische und soziale Aktion in rein persönlicher Verantwortung fortführte. Andere, entweder vom «Sillon» oder von der Association Catholique de la Jeunesse Française (Verband der französischen katholischen Jugend) herangebildete Katholiken traten ebenfalls, wenn nicht vor dem Krieg von 1914, so doch unmittelbar danach, in das politische Leben ein. Von da an erscheint die politische Aktion der Katholiken im Rahmen des republikanischen Regimes als normal. Sie wird von den meisten Bischöfen als rechtlich und wohltuend angesehen.

Nichtsdestoweniger gab es weiterhin eine Anzahl konservativer Katholiken, die im allgemeinen zur integralistischen Bewegung gehörten und die Republik ablehnten. Die meisten von ihnen scharten sich in den zwanziger Jahren um die Action Française. Diese politische, monarchistische und nationalistische Bewegung wurde von einem positivistischen Atheisten, Charles Maurras, gegründet. Da er sich für die katholische und römische «Ordnung» begeisterte, hatte er zahlreiche Katholiken, sowohl unter den Laien als unter dem Klerus, in seinen Bann gezogen. Die «Action Française» verwarf dasselbe, was auch diese Katholiken verurteilten: die Republik (die «lumpige» genannt), die Demokratie, die Freimaurerei. Sie betonte die Begriffe der Ordnung und Autorität. Sie gab vor, die nationalen und religiösen Überlieferungen zu verteidigen. Die Militanten der «Action Française», «Camelots du Roi» (Bannerträger des Königs) genannt, wurden die ersten Vorkämpfer des Jeanne d'Arc-Kultes. Aber die «Action Française» wurde im Jahre 1926 von Pius XI. verurteilt. Diese Verurteilung durch den Papst beantworteten die Leiter der «Action Française» mit einem «Non possumus». Die Katholiken und die Geistlichen, die den Gedankengängen der letzteren gefolgt sind, waren bestürzt. Aber die meisten von ihnen unterwarfen sich mehr oder weniger bereitwillig.

Im Jahre 1939 hob Pius XII. die Verurteilung der «Action Française» auf, so daß sie unter dem Regime von Vichy eine bedeutende Rolle spielen konnte. In jener Zeit schritten extrem-rechtsgerichtete Katholiken zur Vergeltung am verabscheuten republikanischen Regime. Trotzdem fand ein Teil von ihnen zur Widerstandsbewegung, während ein anderer Teil, mehr oder weniger in die Zusammenarbeit («collaboration») mit dem Nationalsozialismus verstrickt, nach dem Sturz des Vichy-Regimes die Folgen seiner Haltung in einer scharfen, manchmal grausamen Säuberung zu büßen hatte.

Die gleiche Tendenz trat wiederum im Augenblick des Algerienkrieges auf, wobei die Befürchtungen und die Verbitterung der Algerien-Franzosen einem Plan zum Umsturz des republikanischen Regimes dienstbar gemacht wurden. Es war die Episode der sogenannten OAS, welche sich allerdings nicht nur aus konservativen und integralistischen Katholiken, sondern ebenso aus einer Anzahl von Leuten sehr verschiedener Herkunft, wie Sozialisten, Radikale, Freimaurer und von der Theorie des subversiven Krieges beeinflußter Offiziere, zusammensetzte, die den Verlust Algeriens nicht hinnehmen wollten. Gegenwärtig stellen diese republikfeindlichen Katholiken nur eine schwache Minderheit dar, die im allgemeinen von der Hierarchie mißbilligt wird, jedoch hie und da über einen gewissen kirchlichen Rückhalt – sogar in Rom – verfügt und einen Unruhefaktor darstellt, der nicht einfach übersehen werden darf.

Laizismus und Laizität

Ein zweites Grundfaktum ist die kirchenfeindliche Haltung die die an der Macht befindliche republikanische Mehrheit lange gezeigt hat. Die antiklerikale Gesinnung der Republikaner erklärt ihrerseits, wenigstens zum Teil, die von den Katholiken der Republik gegenüber lange beibehaltene Gegnerschaft. Sie erklärt sie nur zum Teil, denn diese Gegnerschaft hatte tiefere Gründe; und andererseits geschah es, daß paradoxerweise gerade im Augenblick der heftigsten religiösen Verfolgungen eine Annähe-

rung der Katholiken an die Republik auf ziemlich breiter Basis begann.

Die Republikaner des 19. Jahrhunderts stützten sich auf eine Lehre, die sie Laizismus nannten. Auf einem kirchenfeindlichen Hintergrund – sie betrachteten die Kirche als wesentlich intolerant und rückständig – bildeten sich die Laizisten von der Religion eine grundlegend individualistische Auffassung. Jedem Menschen solle es zustehen, seine Religion frei zu wählen, aber Kirche und Religion sollen aus der Schule, dem sozialen und politischen Leben verschwinden. So wurden fortschreitend die Säkularisierung des nationalen Unterrichtswesens, der Krankenhäuser, des öffentlichen Lebens und schließlich die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt.

Rechtlich besteht die Trennung von Kirche und Staat fort. In der Tat hat sich aber bald herausgestellt, daß der Staat genötigt war, entweder die Kirche weiterhin zu bekämpfen oder mit ihr zu einem «modus vivendi» zu gelangen. Auf diese letztere Lösung hin bewegte man sich nach dem Kriege von 1914/18, als die diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl wieder aufgenommen wurden und zwischen der katholischen Hierarchie und der öffentlichen Gewalt faktische Beziehungen, die sich seither stets verbessert haben, fortschreitend zustandegekommen waren.

Inzwischen haben sich aber Hierarchie und Klerus infolge der gemachten Erfahrungen an die Vorstellung gewöhnt, daß es ihnen nicht obliegt, unmittelbar in das politische Leben einzugreifen, und daß eine gewisse Selbständigkeit des politischen Lebens, gewiß nicht in moralischer Hinsicht, wohl aber hinsichtlich der hirtenamtlichen Stellungnahmen der Hierarchie, beachtet werden soll. Diese Entwicklung ist einer der Gründe, aus welchen man in Frankreich nie versucht hat, eine Partei mit katholischer oder christlicher Bezeichnung zu schaffen.

Die vorsichtige Haltung der Bischöfe, die sich anscheinend mit einer gewissen Laizität des politischen Lebens abfinden, wurde von einigen Katholiken nicht immer richtig begriffen. Denn es gibt Katholiken, die diese Haltung so verstehen, als ob die Kirche überhaupt nichts mit dem politischen und sozialen Leben zu tun hätte, und die unter dem Vorwand, die Kirche nicht mit den zeitlichen Angelegenheiten zu kompromittieren, dazu neigen, jede katholische oder christliche Institution (die katholische Schule zum Beispiel) grundsätzlich abzulehnen.

Aufsplitterung der politischen Parteien in Frank-

Will man die Dinge schematisch zusammenfassen, kann man sagen, daß die Geschichte der politischen Parteien in Frankreich seit deren Auftreten im 19. Jahrhundert diejenige ihrer Zersplitterung ist. Um 1875 waren im großen die politischen Kräfte auf zwei Lager verteilt: in dasjenige der laizistischen Republikaner und in dasjenige der konservativen Monarchisten, zu welchen die erdrückende Mehrheit der Katholiken gehörte. Zwischen dem Ausgang des 19. Jahrhunderts und 1914 trat bereits eine kompliziertere Situation ein: durch das Auftreten der Sozialisten auf dem linken Flügel und auf katholischer Seite durch die Aufspaltung der Katholiken in solche, die die Republik bejahen, und solche, die sie ablehen

- ▶ Nach 1914 gestaltete sich das politische Gesamtbild immer komplexer: es gab Kommunisten, Sozialisten, Radikale, verschiedene Nuancen der Gemäßigten, eine Extrem-Rechte; zu dieser Zeit bestand jedoch noch ein ziemlich gut ausgeprägter Unterschied zwischen Rechts und Links.
- ▶ Nach 1945 wird dieses Gesamtbild vollständig verändert. Nur die Extreme Linke, die Kommunisten, und die Extreme Rechte heben sich klar ab. In der Mitte findet man eine ganze Abstufung von Parteien, die sich meist durch Nuancen oder noch lebendige Traditionen voneinander unterscheiden: Sozialisten (sozial, aber laizistisch), MRP (Mouvement Républicain Populaire sozial, aber christlich), Radikale (die oft liberal sind in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht, aber laizistisch), Gemäßigte (die ebenfalls liberal sind, wovon einige aber Christen, andere Freidenker sind). Und was das RPF (Rassemblement du Peuple Français), die Gaullistische Partei unter der Vierten Republik, betrifft, so war dieses vollständig undefinierbar, außer durch seine Treue zu General de Gaulle.

Man muß hinzufügen, daß sowohl unter der Dritten als der Vierten Republik die Parteien eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben. Unter dem Regime von Vichy waren sie gesetzlich abgeschafft. Und unter der Fünften Republik ist ihr Einfluß auf das politische Leben ziemlich schwach.

Gegenwärtige Entwicklung

Kommen wir zur gegenwärtigen Entwicklung, müssen wir zunächst feststellen, daß die traditionellen politischen Parteien schon seit sechs Jahren – ein für sie langer Zeitraum – von der Macht ferngehalten sind.

Die neue politische Konstellation

Zumindest gibt es eine Partei, für die diese Erfahrung nicht neu ist: die kommunistische. Seitdem sich de Gaulle an der Macht befindet, hat sie die Haltung einer grundsätzlichen Opposition angenommen.

Jedoch tritt dabei ein für sie neues Faktum hinzu: sie befindet sich heute nicht mehr allein in der Opposition – wie in Zeiten der Vierten Republik. Die Sozialisten und der größte Teil der Radikalen haben dieselbe Stellung eingenommen. Die Sozialisten erklären sich zu allem bereit, um dem Gaullismus den Weg zu versperren. Die Kommunisten schließen daraus, daß es ihnen im Zuge der Aktionseinheit gegen die Fünfte Republik früher oder später gelingen wird, die Sozialisten an sich zu ziehen. Außer ihrer gemeinsamen Opposition gegen den Gaullismus bestehen aber doch nur wenig gemeinsame Berührungspunkte zwischen beiden Parteien. Die reformistischen und europäisch gesinnten Sozialisten werden nur ein kurzes Stück Weges mit den Anhängern des sowjetischen Kommunismus zurücklegen können.

Die anderen alten Parteien, die unter der Vierten Republik regelmäßig an der Macht waren, befinden sich ebenfalls in der Opposition zu General de Gaulle, manche jedoch in einer recht nuancierten Opposition. In dieser Hinsicht verdient der Fall des MRP hervorgehoben zu werden. Seine Militanten sind oft ziemlich heftige Anti-Gaullisten, aber seine Leiter und Wähler sehr geteilter Meinung. Von den ersteren befinden sich einige im Widerspruch zu fast allen Aspekten der gaullistischen Politik, während andere in vielen Punkten dem Staatschef nahestehen und der Ansicht sind, daß die Fünfte Republik in jeder Hinsicht einen unwiderruflichen Wendepunkt im politischen Leben Frankreichs darstellt. Manche können nicht vergessen, daß die durch das MRP betriebene Wahlkampagne für das «Nein» beim Referendum von 1962 der Partei, insbesondere in Ostfrankreich, zahlreiche Stimm- und Sitzverluste eingebracht hat (im Departement Moselle wurde zum Beispiel nur ein MRP-Abgeordneter auf fünf wiedergewählt).

Solange nicht der gegenteilige Beweis erbracht ist, scheint die bisher in der Abgeordnetenkammer mehrheitliche UNR-Partei (Union pour la Nouvelle République) in der Hauptsache dem Prestige General de Gaulles verpflichtet zu sein. Es läßt noch nichts klar darauf schließen, ob sich diese Partei in eine große stabile Partei wandeln oder ob sie nur eine vorübergehende Gruppierung – wie schon so viele andere – sein wird.

Fest steht jedenfalls, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt die Fünfte Republik das Spiel der französischen Politik vollkommen verändert hat. Und auf dieses Spiel haben die traditionellen Parteien keinen Einfluß mehr. Ihre einzige Chance, eine wirksame Opposition durchzuführen, hätte in der Bildung umfassender Neugruppierungen bestanden. Bis jetzt aber ist es ihnen, trotz wiederholter Anläufe, nicht gelungen. Wie man auch zur Erweiterung der Befugnisse des Staatschefs und zu seiner Wahl durch das Volk stehen mag, werden die Parteien hierdurch gezwungen, die Art und Weise ihrer Aktion zu erneuern, wenn sie noch irgendeine Rolle spielen wollen. Gegenwärtig haben sich die traditionellen Parteien unfähig erwiesen, dies zu tun.

Es findet heute eine aktivere, wenn auch nicht wirksamere, politische Tätigkeit in den Gewerkschaften, besonders aber in «Klubs» statt, mit vermehrtem Einsatz, vermehrten Studien und Debatten. Solche Klubs sind es auch, die weitgehend zur Aufstellung des einzigen Präsidentschaftskandidaten; Herrn Gaston Deferre, beigetragen haben. Er setzt dem Re-

gierungsstil General de Gaulles einen verhältnismäßig neuen Stil entgegen:

Die Kirche und die heutigen politischen Kräfte

Welches ist in bezug auf diese neue politische Situation die Stellung der Katholiken und der Kirche? Man kann schwerlich von einer gemeinsamen Stellungnahme sprechen.

- ▶ Die Hierarchie vermeidet es sorgfältig, Stellung zu nehmen. Denn sie hat sich seit langem angewöhnt, nicht in das politische Leben einzugreifen und weiß auch, daß die Katholiken in politischen Angelegenheiten geteilter Meinung sind.
- DEine Anzahl Katholiken bleibt in der Tat den traditionellen Parteien treu (besonders dem MRP und den Gemäßigten), namentlich jene Katholiken, die unter der Vierten Republik eine Rolle gespielt haben.
- ⊳ Schließlich sind zahlreiche junge Katholiken, die oft von den Bewegungen der Katholischen Aktion herkommen, in den «Klubs» und anderen Ersatzeinrichtungen für politische Parteien tätig, in denen die nachgaullistischen Zeiten besprochen werden.

Das Bestehen einer ziemlich bedeutenden kommunistischen Partei in Frankreich, die gut in das nationale Leben eingefügt ist, wirft selbstverständlich auch für die Kirche gewisse Probleme auf. Mehrmals hat die Hierarchie daran erinnert, daß Kommunismus und Katholizismus unvereinbar sind. Es sind aber die kommunistischen Wähler Bestandteil jener Welt der Arbeiter, innerhalb welcher die Kirche einen Missionsauftrag hat. Priester und Katholiken, die in dieser Welt leben, suchen weniger zu verurteilen, als vielmehr zu verstehen. Gewiß versuchen die Kommunisten, die katholischen Militanten an sich zu ziehen. Selten haben sie Erfolge zu verzeichnen. Manchmal aber gelingt es ihnen, sie zu beeindrucken und ihnen ihre besonderen Auffassungen, Forderungen und Reaktionen als diejenigen der gesamten Arbeiterwelt hinzustellen.

Hier wie auch sonstwo fehlt es den Katholiken vielleicht an einer richtigen Bewertung der soziologischen und politischen Situation des Landes, das sich in tiefgreifender. Veränderung befindet. Die Arbeiterwelt von heute läßt sich nicht mit einem zu einfachen Klassenbegriff verstehen. Manchmal neigen gewisse gute Katholiken dazu, Vorstellungen der Vergangenheit auf die Gegenwart und auf die Zukunft zu übertragen. Bei manchen tritt noch eine andere Tendenz auf: sich kleinen Gruppen anzuschließen, in denen wohl diskutiert, kritisiert und eine neue Welt ersonnen wird, wobei aber solche Gruppen mehr eine Art politischer Sekten als eigentliche handlungsfähige Parteien darstellen.

Zum Abschluß noch zwei Betrachtungen

- ▶ Weniger denn je scheinen die Katholiken Frankreichs geneigt, sich in politische Formationen mit der Bezeichnung katholisch oder christlich zu gruppieren. Das hat seinen Grund in der Befürchtung, sie könnten die katholische Kirche ganz ungewollt in politische Kämpfe verwickeln. Ihrer Ansicht nach hat sich die Zurückhaltung der Kirche in politischen Fragen für ihre Glaubwürdigkeit und ihr Ansehen günstig ausgewirkt. Außerdem haben sie manchmal den Eindruck, daß in bezug auf die verschiedenen Entscheidungen, die auf sozialem, wirtschaftlichem, innenpolitischem und außenpolitischem Gebiet zu treffen sind, eine Betonung ihrer Eigenschaft als Katholiken kaum dazu beitragen würde, ihre Einigkeit zu fördern und die Probleme einer Lösung nahezubringen, was selbstverständlich nicht bedeuten will, daß ihre politische Aktion vonihrem katholischen Glauben unabhängig verlaufen würde. Ganz im Gegenteil bemühen sich zahlreiche französische Katholiken, ihre politische Aktion als Christen durchzudenken.
- ▶ Die gegenwärtige politische Krise der traditionellen Parteien und die im Gang befindlichen Veränderungen des französischen Gesellschaftslebens sowie der Strukturen des politischen Lebens sind eine Herausforderung an die Katholiken, ihre Einschaltung in das politische Leben mehr im Blick auf die Zukunft als auf die Vergangenheit neu zu durchdenken.

Jean Weydert SJ (Straßburg)

Bücher

Christoffels Hildegard: Das unverhüllte Gesicht. Begegnung mit afrikanischen Studenten und Bericht über eine Reise zu ihren Müttern. Mit einem Vorwort von Gonsalv Mainberger. Verlag Jos. Knecht, Frankfurt a. M., 1964. 167 S., 24 photographische Illustrationen.

Ein neues Afrika-Buch? Ja, aber nicht ein Reisebericht über die Begegnung mit Löwen und Antilopen, sondern ein Buch über den afrikanischen Menschen, wie wir ihn in Europa und bei sich zu Hause antreffen. Es geht der Verfasserin darum, einen Zugang zu diesem Menschen, dem zu begegnen wir ja tagtäglich Gelegenheit haben, aufzuweisen. Sie ist dazu wie selten jemand prädestiniert. Nach dem Studium der Geographie und Ethnologie war sie jahrelang Mitarbeiterin am «Anthropos» (Zeitschrift für Sprach- und Völkerkunde). In Fribourg leitet sie die Kurse für Bundesstipendiaten und hat so Gelegenheit, täglich mit Afrikanern, Asiaten und Südamerikanern in Kontakt zu kommen. Ihre Studien erfahren so dauernd Vertiefung durch den lebendigen Umgang mit den Menschen. (Sie ist auch den Lesern der «Orientierung» durch ihre gründlichen und gehaltvollen Aufsätze bekannt.) Im Zusammenhang mit den politischen Vorgängen entwickelte sie eine neue Konzeption der Wissenschaft, die nicht mehr allein historisierend sein und den Menschen und seine Umwelt zum reinen Forschungsobjekt mit Kuriositätswert herabwürdigen darf, sondern gegenwartsbezogen und zukunftgerichtet sein muß. Dabei hat sie die bisher erarbeiteten Forschungsmethoden nicht zu verleugnen, sondern nur allenfalls zu ergänzen. Wesentlich ist, daß man den Mitmenschen voll nimmt und ihm menschlich begegnet, ohne in Eigendünkel oder Schuldkomplexe zu verfallen.

Das Buch bringt abwechslungsweise Erzählungen und Berichte der Verfasserin und zum Teil erstmalig veröffentlichte Proben aus dem Erzählgut und Sprichwortschatz afrikanischer Völker. Diese parallelen Darstellungen erhellen sich gegenseitig und gewähren auf knappem Raum Einblick in die Seele des Afrikaners. Dabei macht sich die Verfasserin nicht anheischig, «den» Afrikaner verstanden und hier vorgestellt zu haben. Ihre Unvoreingenommenheit, ihr Taktgefühl, ihre Schlagfertigkeit, ihre wache Intelligenz und ihre nüchterne Religiosität gestatten ihr aber einen klaren Blick, ein ungetrübtes Urteil und eine allzeit offene Sprache. Sie schreibt einen nuancierten Stil, die Beispiele wirken exemplarisch und nicht zufällig, und alles rundet sich zum Ganzen, das in einem Schlußkapitel noch eigens abgehandelt wird.

Ein nicht nur spannend geschriebenes und solid fundiertes, sondern auch kluges und mutiges Buch, für das Europäer wie Afrikaner dankbar sein müssen.

Iso Baumer

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerlschen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: S c h w e i z : Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.-; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.-. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. – Beigien-Luxemburg: bFr. 190/100.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C. P. No 218505. - Deutschland: DM 15.-/8.-. Best.- und Anzelgenannahme durch Administration Orientierung. Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannhelm, Mannhelm, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. - Dänemark: Kr. 25.-/13.-. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Slikeborg. Frankreich: Fr. 17,-/9.-. Best. durch Administration Orientlerung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris. C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Sulsse Italien-Vatikan: Lire 2200.-/ 1200.- Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, innsbruck, Maximilianstraße 9. Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.-/50.-. USA: jährlich \$ 4.-.

Eingesandte Bücher

Congar, Yves M-J: Le concile au jour le jour, 2° session. Paris, Cerf, 1964, 224 S., brosch., NF 6,90.

Congar, Yves; Küng, Hans; O'Hanlon, Daniel: Konzilsreden. Einsiedeln, Benziger, 1964, 20 S., brosch., Fr. 9.80.

Congar, Yves M.-J.: Pour une Eglise servante et pauvre. Collection «L'Eglise aux cent visages» Nr. 8. Paris, Les Edit. du Cerf, 1963, 152 S., kart., NF 5.70.

Corbon, Jean: L'expérience chrétienne dans la bible. Cahiers de la Pierre-qui-Vire. Bruges, Desclée de Brouwer, 1963, 248 S. 6 Illust., brosch., 165 Fr. b.

DEMNÄCHST: 2. AUFLAGE

J. RUDIN

Psychotherapie und Religion

Probleme der tiefenpsychologischen Wissenschaft und der praktischen analytischen Erfahrung. 232 S., Leinen ca. Fr. 18.—.

Prof. C. G. Jung in einem Brief an den Verfasser: «Soeben habe ich die Lektüre Ihres Buches beendet. Ich habe es von Anfang bis Ende mit größtem Interesse gelesen, denn es lag mir von jeher am Herzen, eine Brücke zu schlagen – oder wenigstens den Versuch dazu zu wagen – zwischen jenen beiden Disziplinen, die sich mit praktischer Verantwortlichkeit der cura animarum annehmen, also der Theologie einerseits und der medizinischen Psychologie anderseits ... Das ist das nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienst Ihrer Arbeit, daß es uns ermöglicht, eine weite Strecke des Weges zusammen zu gehen – wie ich hoffe – zu beidseitigem Nutzen.»

WALTER-VERLAG, OLTEN

Der neue Tyrolia-Kunstband:

ERICH PATTIS - EDUARD SYNDICUS SI

Christus dominator

Vorgotische Großkreuze. 284 Seiten, 13 mehr- und 125 einfarbige ganzseitige Abbildungen, Format 22 \times 27 cm. Leinen DM/Fr. 78.–

Der Südtiroler Künstler Erich Pattis erarbeitete erstmals eine repräsentative Übersicht romanischer Großkreuze: manches bekannte Werk, aber auch fast unbekannte Kruzifixe aus dem gesamten deutschen Raum, aus Frankreich, Belgien, Spanien, Italien, der Schweiz und Österreich. Die kunsttopographischen Beschreibungen der 138 Gesamt- und Detailaufnahmen sprechen den Laien und den Fachmann an und regen an, weiterzuforschen.

Dazu schrieb der Frankfurter Dozent Eduard Syndicus eine Einführung, die Kunstgeschichte, Theologie und Geistesgeschichte des Hochmittelalters in einen Gesamtrahmen faßt. Die den Bildern beigegebenen Texte – meist genau aus der Entstehungszeit des Kunstwerkes – wollen vom Wort zum Bild und vom Bild zum Wort leiten. – So wird das Buch eine ausgesuchte Gabe zum Schenken, eine besinnliche Bilderfolge zum Schauen, eine hochstehende Sammlung zum Studieren.

Bei Ihrem Buchhändler

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN